

Skythii

Nördliche Schwarzmeerküste, 312 v. Chr.

Das Pferd war weder schön anzusehen noch besonders groß. Doch sie wählten ihre Pferde nicht wegen ihrem Äußeren, sondern wegen ihrer Stärke. Ein gutes Kriegspferd mußte zäh, schnell und wendig sein, damit es seinem Herrn in der Schlacht von Nutzen war. Es durfte keine Angst haben und es mußte den Geruch von Blut ertragen können. Dieses Pferd war ein gutes Pferd.

Seine Stirn war mit den rotbemalten Hörner des Steinbockes geschmückt. Seine Trense war aus purem Gold und ein eiserner Harnisch, an dem Goldbleche in Greifenform herabbaumelten, schützte die breite Brust. Die Mähne war kurz geschnitten und aufgestellt, in den pechschwarzen Schweif waren rote Bänder geflochten.

Der Sattel, in dem der Reiter saß, war aus weichem, robustem Leder und mit feinsten chinesischen Stickereien verziert. Auf der rechten Seite hing der schwere, eiserne Streitpickel.

Unzählige Skalps waren an dem Zügel befestigt und kündeten von den Siegen seines Besitzers.

Der Reiter hatte kastanienbraunes Haar, welches er zu mehreren langen Zöpfen geflochten hatte, die ihm bis weit über die Schulter reichten. Er trug eine spitze, oben nach vorne knickende Kopfbedeckung aus rotem Filz, an die hölzerne Tierfiguren genäht waren.

Sein Körper war von der gedrungenen Gestalt eines Steppenkriegers, der zuerst reiten und dann laufen gelernt hatte. Pfeil und Bogen steckten in seinem goldenen Goryt, dem Köcher, der bespannt war, mit der Haut seines ersten Feindes, den er getötet und dessen Blut er getrunken hatte, wie es Sitte war bei seinem Volk

Die Griechen nannten ihn Auraxes und sein Volk, die Taurer, hießen sie Skythen. Er ließ sie in ihrem Glauben. Seinen wahren Namen kannte nur sein Kampfbruder, der neben ihm auf seinem Pferd saß und auf die Stadt unter ihnen schaute, die man später Sewastopol nennen würde.

Kalamita (Sewastopol), 11. August 312 v. Chr.

Unter den griechischen Satellitenstädten auf der Krim war Kalamita die mächtigste und schönste Stadt. Prächtig war sie anzuschauen, die Stadt Peripheistelos', Hegemon von Chersonesos Tauriké. Unbezwingbar ragten die runden Türme ihrer Feste über der Bucht empor.

Von weit her konnte man an den bunten Wimpeln mit den fürstlichen Wappen, die auf den Türmen flatterten, sehen, welcher Fürst die Truppen zum Schutze des jeweiligen Turmes stellte. Vier Türme waren es und vier Fürsten gab es. Und der mächtigste unter ihnen war Peripheistelos, der über alle herrschte. Peripheistelos, der Tapfere. Oder Peripheistelos, der Tückische. Je nachdem ob man Freund oder Feind des Hegemon war.

Die Festung thronte auf einer staubigen, graslosen Hochfläche am Rande eines steilen Felsabbruchs, der an die 20 m abfiel. Von hier aus beherrschte sie die ganze östliche Ebene.

Unter ihr, am Ende der geschützten Bucht die ins schwarze Meer auslief, konnte man die unbefestigte Stadt und den Hafen mit den Kriegsschiffen sehen. Eine Befestigung war nicht nötig, denn die Stadt war nur über die Hochfläche oder von See aus zu erreichen.

Und der Kriegshafen war uneinnehmbar mit seinen hohen Kaimauern mit den hölzernen Wehrgängen und der mächtigen, eisernen Kette, die den Hafen abspernte.

Ebenso uneinnehmbar wie die stolze Burg, die den Zugang von der Hochfläche kontrollierte.

Die großen Tore waren aus schwerem Holz, die Beschläge aus klobigem geschmiedetem Eisen.

Ramböcke würde man benötigen um diese Tore zu brechen. Und viele Männer, die den Tod nicht scheuten, denn von den Zinnen der wuchtigen Stadtmauer aus waren sie ein leichtes Ziel für die Bogenschützen.

Wehrhaft waren die Mauern aus grob behauenen Kalkstein und wehrhaft mußten sie sein.

Denn nun war Krieg auf der Krim.

Noch herrschte in Kalamita das geschäftige Treiben wie man es in jeder Hafenstadt dieser Zeit sehen konnte.

Am Ufermarkt priesen Händler alle in der damaligen Welt bekannte Waren an, die die großen Handelsschiffe über das Schwarze Meer brachten.

Tagelöhner löschten die Ladungen, Matrosen verspielten und versoffen ihre Heuer in den Spelunken oder gaben sie für leichte Mädchen aus.

Für ein paar Drachmen mehr konnte man sich mit persischen Schönheiten vergnügen oder kräftige, keltische Sklaven aus dem Westen erstehen.

Fischer verkauften ihren Fang vom Boot aus. Handkarren mit Amphoren voll römischer Fischsauce oder griechischem Wein versperrten die Wege. Träger mit gekrümmten Rücken schleppten Stoffe aus Ägypten in die Lagerräume der Tuchhändler. Bei den Metallhändlern feilschte man um Zinn aus Britannia oder Gold aus Kolchis.

Betrüger, Beutelschneider und anderes Gesindel lungerte herum und wartete auf seine Chance.

Auf dem Forum debattierten freie Griechen über Mathematik und Philosophie.

Und zwischen allen patrollierten Soldaten gelassen durch die Straßen und nahmen ihre Arbeit nicht ernster wie es nötig war. Man war satt und sorglos geworden in Kalamita. Denn die Einwohner zahlten gut an Peripheistelos für den Schutz den er ihnen gewährte.

Doch dann machten Gerüchte die Runde.

Blutrünstige Barbaren sollten Phanagoreia angegriffen haben. Lächerlich.

Skythische Horden sollten Phanagoreia geplündert haben. Unmöglich.

Phanagoreia sollte dem Erdboden gleich gemacht worden sein. Fantastereien.

Ein kläglicher Rest von gerade mal 120 erschöpften, verwundeten und verstörten Männer, Frauen und Kindern sollte es nach Pantikapeion, der nächstgelegenen Stadt, geschafft haben. Unerhörte Lügengeschichten.

Dann kamen die ersten Flüchtlinge nach Kalamita.

Und mit ihren Geschichten kam das Grauen über die Stadt.

Peripheistelos war außer sich vor Wut.

Zum ersten Mal unter seiner langen Regentschaft trugen die Wimpel des Turmes von Phanagoreia weiß, die Farbe der Trauer.

Denn leider waren die Gerüchte wahr.

Skythen, dieses barbarische Volk ohne Schrift und Kultur hatten Phanagoreia überfallen und niedergebrannt. Kein Stein war auf dem anderen geblieben. Kaum jemand der überlebt hatte.

Nur wenige hatten sich nach Pantikapeion retten können und was sie erzählten gab Anlaß zur Sorge.

Phanagoreia war die nördlichste Stadt im Bund gewesen und zugleich die schwächste.

Ihr Fürst war überheblich und unvorsichtig geworden und hatte mehr für die Vermehrung der Hofschranzen als für die Verteidigung seiner Stadt getan. Gerede über seine widerlichen Ausschweifungen war bis nach Kalamita gedrunen.

Nun war er tot. Aufgeschlitzt und an den eigenen Gedärmen aufgehängt, hing sein fatter Wanst über der brennenden Stadtmauer von Phanagoreia und wartete darauf bis ihn die Geier fraßen.

Kurz vor der Morgendämmerung hatten die verschlafenen Torwächter wie immer die Stadttore geöffnet, als sie aufgetaucht waren. Ohne Vorwarnung waren die Krieger aus der Steppe über die Stadt gekommen. Mit ihren weitreichenden Bögen hatten sie die überraschten Wächter niedergeschossen und auf ihren schnellen Pferden waren sie durch die Tore gesprengt.

Jeder Körper der sich ihnen in den Weg gestellt hatte war niedergeritten worden. Jeder Kopf der nicht rechtzeitig eingezogen worden war, war von ihren schweren Streitpickeln zertrümmert worden.

Es war alles so schnell gegangen, dass an eine geordnete Gegenwehr nicht zu denken gewesen war.

Wie ein Spuk waren sie gekommen und ebenso schnell waren sie wieder aus der Stadt herausgeritten. Was sie zurückgelassen hatten war das Feuer.

Bevor die schlaftrunkenen Einwohner von Phanagoreia bemerkt hatten, dass ihre Stadt brannte war es längst zu spät um die zahlreichen Brände zu löschen. Was übrig blieb war die Flucht vor den Flammen. Panisch und kopflos waren die Bewohner aus ihrer brennenden Stadt gerannt, direkt in den Pfeilregen hinein.

Sie hatten ein Zielschießen veranstaltet und dabei gelacht. Wer nicht von einer dreiflügligen Pfeilspitze durchbohrt werden wollte, mußte verbrennen.

Hyridias, Hauptmann der Stadtwache von Phanagoreia und einer der wenigen Überlebenden des Massakers, stand vor Peripheistelos und hatte den Kopf gesenkt. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Der Bericht den er dem Hegemon erstattet hatte, die Erinnerungen an die erst wenige Tage zurückliegenden Ereignisse hatten ihm alle verbliebenen Kräfte abverlangt.

Benommen ging er in die Knie und nahm das Wüten des Hegemon nur noch am Rande wahr. Er war erschöpft, versehrt an Körper und Geist. Er hatte seine Kinder verbrennen sehen und gesehen wie der Skalp seiner Frau an dem Zügel eines Skythen flatterte.

Gemeinsam mit einigen Soldaten war es ihm gelungen, sich durch die Reihen der Skythen zu kämpfen und zu fliehen.

Die Barbaren hatten sie nicht wirklich verfolgt. Ein paar Pfeile hatten sie ihnen hinterhergeschossen und übermütig ihre Schwerter geschwenkt. Die Welt und vor allem Peripheistelos sollte erfahren was sich zugetragen hatte in Phanagoreia.

Hyridias fühlte sich schlecht. Er wollte nur noch schlafen. Traumlos, damit er die Schreie seiner brennenden Kinder nicht mehr hören mußte. Und tief, damit er die toten Augen seiner Frau nicht mehr sehen mußte.

Irgendwann nahm ihn jemand am Arm und führte ihn zu einem Bett.

Doch der Schlaf war nicht traumlos und er war auch nicht sein Freund.

Die ganze Nacht hindurch zeigte er ihm das grausame Gesicht des Reiters und die Haare seiner geliebten Frau an seinem Zügel. Nie würde er dieses Gesicht mit dem großen Brandmal auf der Stirn und die Tätowierung vergessen, die von seiner Brust über die rechte Schulter reichte.

Nur langsam verebbte die Wut von Peripheistelos. Er war wütend über den unfähigen Fürsten von Phanagoreia, der so unachtsam gewesen war.

Er war wütend über Hauptmann Hyridias, der sich so plump hatte überrumpeln lassen und dann noch die Unverschämtheit besaß zu überleben, anstatt sein Leben im Kampf gegen den Feind zu geben.

Und vor Allem richtete sich sein ungezügelter Zorn auf den feigen und unvermittelten Angriff der Skythen.

Was war in sie gefahren?

War ihnen der Wein, den sie, wie man sagte, mit Blut gemischt tranken, zu Kopf gestiegen?

Wie konnten sie es wagen, eine seiner Städte anzugreifen. Und das auch noch überaus erfolgreich, wie er sich eingestehen mußte.

Der Bericht des Hauptmanns, den man vor wenigen Minuten weggeführt hatte, trug nicht dazu bei, seine Stimmung zu heben.

Sicher. Schon immer hatte es kleinere Scharmützel mit den Skythen gegeben. Besonders an den Grenzen zum Steppenraum, für deren Schutz Phanagoreia zuständig gewesen war.

So wie die Geschichtsschreiber sagten, waren die Barbaren schon immer hier gewesen und das die Griechen eine Stadt nach der anderen in ihrem Gebiet gebaut hatten, hatte ihnen bestimmt nicht gefallen. Andererseits brauchte man einen Barbaren nicht nach seiner Meinung zu fragen. Entweder er fügte sich oder man machte ihn gefügig.

Einzelne Gruppen von Dieben und Viehräubern hatten Peripheistelos noch nie schlaflose Nächte bereitet. Er ließ sie verfolgen und an dem nächsten Baum aufknüpfen oder wenn kein Baum zur

Verfügung stand, eben in eine Schlucht werfen. Dass die Barbaren einen Angriff in dieser Größe wagten war allerdings neu.

Hyridias hatte von einem riesigen Heer berichtet, dessen ungezählten Hufe die Steppe zum Beben brachte und Pfeilen, so viel, dass sie den Himmel verdunkelten.

Gut, der Mann war verwirrt und hatte einiges durchgemacht. Aber normalerweise galt er als ein nüchterner Mann, der seinen Dienst sehr gewissenhaft erledigte.

Wenn er dem Bericht von Hyridias zumindest ansatzweise Glauben schenken wollte -und das tat er- dann hatten sich die verschiedenen Stämme zusammen geschlossen.

Dies wiederum bedeutete, dass es einen Führer geben mußte, der mächtig genug war sich an die Spitze dieses Zusammenschlusses zu setzen. Offenbar hatte er es mit einer neuen Art der Bedrohung zu tun.

Er mußte unbedingt herausfinden wer dieser Anführer war und er wußte auch wen er fragen mußte, um es zu erfahren.

Peripheistelos wandte sich an Larkon, den obersten Heermeister von Kalamita, der neben ihm stand und befahl ihm so leise, dass es die anderen nicht hörten: „Bring mir den Marsianer“.

Dann widmete er seine ungeteilte Aufmerksamkeit wieder seinen beiden Gästen.

Seine kalten, eisgrauen Augen schweiften über die Fürsten. Denjenigen, den er anschaute, senkte schnell seinen Blick. Beide wußte um die Unbeherrschtheit seiner Natur und sicherlich wollte keiner der Erste sein, der ihm Grund bot, seine schlechte Laune an ihm auszulassen.

Was für ein jämmerlicher Haufen, dachte Peripheistelos bitter. Der Wohlstand hat sie schläfrig und schwach werden lassen.

Er straffte seine Schultern und stand aus seinem ungepolsterten Stuhl auf. Seine große, sehnige Gestalt erhob sich trotz seines beachtlichen Alters mit kraftvollen, geschmeidigen Bewegungen.

Im Gegensatz zu den hier Anwesenden hatte er seine Waffenübungen nie vernachlässigt. Er führte sein Schwert immer noch so schwungvoll wie früher und immer trafen seine Pfeile ihr Ziel.

In zahlreichen Schlachten hatte er sein strategisches Können und seinen Mut unter Beweis gestellt.

Was man von Domesthenes, dem Fürsten von Pantikapeion, vor dem er sich nun aufbaute, nicht behaupten konnte.

Domesthenes zog den Kopf ein, als er bemerkte, dass ihm die Ehre zuteil wurde, als Erster sprechen zu dürfen. Sein kahler Schädel wackelte so bedrohlich auf seinem speckigen Hals hin und her, dass man Angst bekommen mußte er würde sich lösen und herabfallen.

„Nun, mein lieber Domesthenes, stolzer und siegreicher Fürst von Pantikapeion.“

Der beißende Spott in Peripheistelos' Stimme war nicht zu überhören. Wie jeder andere hier wußte auch Peripheistelos, dass sich Domesthenes mehr um das Wohl seiner Jünglinge kümmerte als um seine Amtsgeschäfte oder anderer Politik, die nicht der Konsolidierung seiner ständig klammen Haushaltskasse diene.

„Was sagst du zu den unschönen Nachrichten aus Phanagoreia?“

Domesthenes versuchte einen Hauch von Würde zu wahren, indem er den Kopf hob und den Rücken durchstreckte. Das würde seiner krummen Gestalt eine erhabeneren Haltung verleihen, wie er hoffte. Tatsächlich war es aussichtslos aus einem zerzausten Marabu einen edlen Adler machen zu wollen.

„Ruhmreicher Peripheistelos, Herrscher über Kalamita und Bezwinger von...“, hub er an, verstummte aber schnell unter dem klaren, unnachgiebigen Blick des Hegemon.

Er räusperte sich und versuchte den höhnischen Blick von Poseidion, Fürst von Theodosia, dessen blauer Wimpel den südlichen Turm schmückte, zu übersehen.

„Also gut, ...“ Seine Stimme war belegt und er freute sich keineswegs darauf Peripheistelos eine weitere schlechte Botschaft zu übermitteln.

„Wie du sicherlich weißt, hat mein Heermeister das Schlachtfeld von Phanagoreia inspiziert, nachdem sich die Barbaren, wieder in die Weiten der Steppe zurückgezogen haben.

Selbstverständlich hätte ich selbst die Inspektion durchgeführt, doch leider mußte ich mich um

dringende Staatsgeschäfte kümmern.“ Domesthenes räusperte sich erneut. Er verachtete sich für seine Ausrede, aber was sollte er tun. Er war noch nie ein Krieger gewesen. Allerdings würde er niemals zugeben, dass er wirklich so feige war, für wie ihn die Anderen hielten.

„Wirklich tapfer“, stichelte Poseidion abfällig.

Ohne ihn dabei anzuschauen, brachte Peripheistelos Poseidion mit einer herrischen Geste zum Schweigen.

„Weiter“, befahl Peripheistelos ungehalten.

Domesthenes' Blick flackerte unsicher, als er mit seiner Erzählung fortfuhr.

„Wie mir mein Heermeister berichtete, waren sämtliche Leichen skalpiert worden. Ein grauenvoller Anblick. Überall summten Fliegen, am Himmel kreisten die Geier und die Schakale hatten ihr grausiges Mahl bereits begonnen.

Meine Männer hatten keine Zeit die Leichen ordentlich zu begraben. Die Skythen konnte jeden Augenblick zurückkommen und was das bedeutet hätte, muß ich nicht weiter ausführen. Also haben meine Männer die Opfer von Phanagoreia nur aufeinander getürmt und verbrannt.

Der Gestank nach Verwesung und verbranntem Fleisch war unerträglich.

Bei der näheren Untersuchung der Stadt jedoch stellte mein Heermeister mit Erstaunen fest, dass alle Wertgegenstände in den Häuser zurückgelassen worden waren. Die Stadt war nicht geplündert worden.“

Peripheistelos hatte sich ans Fenster gestellt und schaute mit auf dem Rücken verschränkten Händen hinaus auf die staubige Hochebene.

„Merkwürdig. Wenn sie nicht auf Beute aus waren, was haben sie dann mit ihrem Angriff bezweckt?“

Domesthenes mußte sich ein weiteres Mal räuspern, doch er bekam den Hals einfach nicht frei. Es würgte ihn und ihm war heiß. Einzelne Schweißtropfen bildeten sich auf seiner schmalen Stirn und liefen an seinen Schläfen hinab. Er wollte weitersprechen, aber er bekam nur ein jämmerliches Krächzen zustande.

Peripheistelos hatte sich umgedreht und musterte Domesthenes erstaunt.

„Was ist los mit dir?“

Domesthenes' Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Seine Hände zitterten nun leicht und es war ihm anzusehen, dass er sich fürchtete. Die Angst schnürte ihm förmlich die Kehle zu.

„Domesthenes“, herrschte ihn Peripheistelos an, „reiß dich zusammen und rede. Was ist los?“

Domesthenes Miene wurde fahl, mühsam presste er die nächsten Worte hervor.

„Sie wollen uns vernichten“, flüsterte er. „Sie werden uns alle auslöschen! Pantikapeion wird als nächstes fallen.“

Erstaunt wechselte Peripheistelos einen Blick mit Poseidion.

Dessen Augen waren schmal geworden.

„Bist du verrückt geworden, Domesthenes? Was soll der Schwachsinn. Haben dich deine vielen Gelage den Verstand gekostet?“, polterte Peripheistelos los.

Poseidion war nun ebenfalls aufgestanden und hatte sich dicht vor Domesthenes aufgebaut.

Seine Stimme war sanft und durchdringend als er Domesthenes ansprach.

„Was bringt dich zu dieser Vermutung, mein Freund?“

Die ruhige Stimme Poseidions ließ Domesthenes zusammenzucken. Noch mehr als seine eigene Feigheit, hasste er diesen Mann.

Poseidion war von so unscheinbarer Gestalt, dass man sich nach einer Begegnung mit ihm an keine Besonderheiten erinnern konnte. Nichts an ihm war außergewöhnlich. Weder seine Kleidung noch sein Körperbau und schon gar nicht sein Gesicht. Aber man tat gut daran sich nicht von seinem unauffälligen Äußeren täuschen lassen. Er war machtbesessen und verschlagen wie eine Hyäne. Um an seine Ziele zu gelangen, war ihm jedes Mittel recht.

Domesthenes bemühte sich seiner Stimme einen festen Klang zu geben, als er den anderen Fürsten erzählte was sich kurz vor seiner Abreise vor den Toren von Pantikapeion zugetragen hatte.

Ein Tag nach dem sein Heermeister von dem was von Phanagoreia übriggeblieben war, zurückgekommen war, waren skythische Reiter vor Pantikapeion aufgetaucht.

Sie waren herangeprescht wie ein Sturm, waren vor dem Haupttor auf und ab geritten, hatten dabei gelacht und unflätige Gesten gemacht. Eine gute Stunde hatten sie sich einen Spaß daraus gemacht die Wachen zu verhöhnen und zu beschimpfen. Dann waren sie umgedreht und provozierend langsam davongeritten. In Sichtweite hatten sie umgedreht und sich in einer langen Reihe aufgestellt. Hunderte von grimmigen Kriegern.

Stumm und bedrohlich hatten sie in den Sätteln ihrer struppigen Ponies gesessen und gewartet. Stunde um Stunde.

Die Stille war unheimlich und zermürbend. Nur das ewige, klagende Lied des Steppenwindes strich um die Festung von Pantikapeion. Die Nervosität war den Wachen deutlich anzumerken.

Endlich hatte sich aus der Reihe der Skythen ein einzelner Reiter gelöst und war Richtung Stadt geritten.

Er hatte lange kastanienbraune Zöpfe die unter einer spitzen, roten Filzmütze hervorschauten, auf die hölzerne Tierfiguren genäht waren.

Trotz seiner kleinen, gedrungenen Gestalt war die Aura seiner Macht deutlich spürbar.

Seine Ausstrahlung war grausam und kalt. Seine Körperhaltung und jede seiner Bewegungen strahlten Unbeugsamkeit und festen Willen aus.

Die Stirn des Hengstes auf dem er ritt, war bekrönt von den rotbemalten Hörnern eines Steinbockes.

Aufrecht und ohne Eile war der Reiter bis an die Mauern von Pantikapeion heran geritten, hatte einen Sack an das geschlossene Stadttor geworfen und ohne Eile war er zurückgeritten zu seinen Steppenkriegern. Dabei hatte er den Wächtern furchtlos seinen ungeschützten Rücken zugedreht.

An der Seite eines großen Kriegers, dem man seine Brutalität von Weitem ansah und der ein schlecht verheiltes Brandmal über seiner Stirn trug, hatte er sich eingereiht. Beide hatten sie die gleiche Tätowierung, die ihnen von der nackten Brust über die rechte Schulter reichte.

Wieder hatten die Skythen nur auf ihren unansehnlichen Pferden gesessen und gewartet.

Der Heermeister hatte eine Falle befürchtet, doch nichts geschah. Nach einigem Zögern hatte er das Stadttor öffnen und den Sack herein holen lassen.

In ihm befand sich der abgeschnittene und sklapierte Schädel des Fürsten von Phanagoreia.

Entsetzt hatten der Heermeister und Domesthenes die Lage besprochen. Sie erwarteten einen Angriff während der Nacht. Die Wachen wurden verstärkt und an alle wehrfähigen Männer Waffen aus der Rüstkammer ausgegeben.

Aber die Nacht blieb ruhig.

Die ganze Nacht und den darauffolgenden Vormittag hatten die Skythen bewegungslos in ihren Sätteln gesessen. Müdigkeit schienen sie nicht zu kennen.

Am Nachmittag dann hatte Domesthenes seinem Heermeister den Auftrag gegeben, mit den Barbaren Verhandlungen aufzunehmen.

Er hatte ihn direkt in den Tod geschickt.

Noch ehe der Heermeister ein Wort hatte sagen können, hatten sie ihn vom Pferd gezerrt und auf dem Boden festgeflockt.

Seinen rechten Arm hatten die Skythen an seinem eigenen Pferd festgebunden und es dann mit derben Schlägen losgetrieben, so dass ihm der Arm herausgerissen wurde.

Danach hatten sie dem verzweifelt brüllenden Heermeister die Kehle durchgeschnitten, sein Blut in einem großen bronzenen Kessel aufgefangen und mit Wein gemischt.

Ein uraltes eisernes Schwert wurde vor dem ausgebluteten Heermeister in die Steppe gerammt und mit dem Blut aus dem Kessel übergossen.

Denn Arm warfen sie in die Luft und ließen ihn ebenso liegen wie seinen geschundenen Körper.

So hatten sie den Heermeister ihrem wahnsinnigen Gott des Krieges geopfert.

Dies alles war ohne ein Wort geschehen, denn die Skythen sprachen nie in der Anwesenheit der Götter.

Nach der Opferung waren sie wie auf ein unsichtbares Kommando hin auf ihre Pferde gestiegen und in der Steppe verschwunden.

Domesthenes hatte seinen Bericht beendet und saß zusammengesunken in dem für ihn viel zu großen Stuhl.

Er fühlte sich klein und bedeutungslos darin und so war es vermutlich auch.

Sein Gesicht hatte nun entgültig die Farbe der gekalkten Wand angenommen und der Atem kam ihm stoßweise aus seiner beengten Brust. Er starrte stumpf vor sich hin, so als wäre alles längst verloren.

Peripheistelos hatte sich gesetzt und schaute den Fürst von Pantikapeion nachdenklich an.

Der Mann war am Ende vor Furcht und Grauen.

Armselig wie er da vor ihm saß. Ohne Mut und ohne Hoffnung.

Der Hegemon wußte, dass Domesthenes noch nie besonders tapfer gewesen war, aber sein Bericht hatte auch ihm einen Schauer über den Rücken laufen lassen.

Obwohl draußen die Sonne schien und es brütend heiß war, konnte er die Kälte die von ihm Besitz ergriffen hatte nicht abschütteln.

Das waren wirklich schlechte Nachrichten.

Peripheistelos war es schließlich, der das bedrückende Schweigen brach, welches sich im Raum ausgebreitet hatte.

„Ich denke Domesthenes hat Recht“, sagte er. „Wer so handelt, will nicht erobern, sondern zerstören. Sie wollen alleine unseren Tod. Den Tod aller Griechen.“

Poseidion bedachte Peripheistelos mit einem skeptischen Blick.

„Was willst du damit sagen, Peripheistelos? Dass uns die Barbaren herausfordern wollen? Dass sie in der Lage wären uns ernsthaft zu schaden oder sogar zu vernichten? Mach dich doch nicht lächerlich.“ Aber seine Stimme klang längst nicht so sicher wie er es sich wünschte.

Peripheistelos schaute Poseidion direkt in die Augen bis dieser seinem Blick nicht mehr standhalten konnte und betreten zu Boden sah.

„Du hast gehört was mit Phanagoreia und ihren Bewohnern geschehen ist. Und ich hoffe, du hast auch verstanden, welches Signal sie uns mit dem Tod des Heermeister bei Pantikapeion geschickt haben“, sagte Peripheistelos streng. Sein grauer, sorgfältig gestutzter Bart zitterte leicht, als er sprach.

„Ich fürchte, die Vorgehensweise der Skythen läßt keinen Zweifel an ihren weiteren Absichten. Der Angriff auf Phanagoreia war erst der Anfang. Wir sollten uns für den Krieg rüsten, denn der Feind steht bereits vor den Toren von Pantikapeion.

Und wir müssen schnell handeln. Ruft zur Heerschau und sendet Reiter aus, die Amagen suchen sollen. Wir werden jeden Verbündeten gebrauchen können.“

Als die Fürsten von Pantikapeion und Theodosia gegangen waren, trat Larkon, der oberste Heermeister von Kalamita, durch eine verborgene Seitentür in den Saal.

„Du hast gehört, was wir gesprochen haben, Larkon“, fragte Peripheistelos?

Der Heermeister nickte nur.

„Er wartet draußen.“

„Gut, dann bring den Marsianer herein.“

In der Steppe bei Kiiw, 2521

Vytootas und seine Fanatiker hielten ihn für einen heiligen Mann. Weil er von Sachen sprach, von denen noch nie jemand zuvor gehört hatte und weil er ihnen Dinge erklärte, die sie nicht kannten. Sie glaubten, dass er hremyyji war. Ein Wort das vieles beinhalten konnte. Es konnte fremd oder geheimnisvoll heißen und auch überlegen. Dies alles traf auf den heiligen Mann zu, in dessen verfilzten Bart viele Perlen geknotet waren.

Als sie ihn nackt und vor Hitze glühend vor vielen Monden in einer der heiligen Höhlen gefunden

hatten, hatte er zwischen Leichen von seltsam anzuschauenden Fremden gelegen, die dort erfroren waren. Unvermittelt hatte er die Augen aufgeschlagen und in fremder Zunge zu ihnen gesprochen. Die anderen, vor allem Vytootas, hatten in seinen funkelnden Augen gesehen, dass der erste Konjuu seinen Blick auf ihn gerichtet und seinen Verstand gereinigt hatte.

Die Krieger kannten seinen Namen nicht und darum nannten sie ihn heiligen Mann.

Aber er, Yvoolka, wußte, dass er Lazarus geheißten hatte, bevor er unter den Leichen gelegen hatte. Und er wußte, dass es nicht der Geist des ersten Konjuu war, der in seinen Augen glitzerte, sondern der Wahnsinn.

Er hatte ihn zum ersten Mal im Schlaf sprechen hören, als er auf Wache war.

Seit damals hatte er sich nachts oft an das Lager von Lazarus geschlichen und ihm zugehört. Und er hatte einiges erfahren, denn Lazarus sprach viel im Schlaf.

Manchmal sprach er in syrykji, in der rauhen und tiefen Sprache der Steppenvölker.

Aber meist sprach er in seiner eigenen eigentümlichen Sprache, die niemand verstehen konnte.

Bis auf Yvoolka. Er war oft in der großen Stadt gewesen unter der die Helmmenschen lebten und die in ihrer Sprache Kiiw heißt. Dort hatte er gelernt die Sprache der Helmmenschen zu verstehen. Daher wußte er, das Lazarus sprach wie sie. Er war selbst einer von ihnen und er war zerfressen von dem Hass auf sie. Er wollte sie und ihre unterirdische Stadt auslöschen. Sie hatten ihn im Stich gelassen, wie er glaubte. Er war gestorben und wiederauferstanden. Seitdem hielt er sich für unsterblich. Nun gut, das ließ sich herausfinden.

Nördliche Schwarzmeerküste, 12. August 312 v. Chr.

Auraxes und sein Kampfbruder saßen nebeneinander im Sattel und schwiegen. Es gab nichts zu sagen zwischen ihnen. Jeder kannte die Gedanken des anderen als seien es die eigenen.

Wie es der Brauch wollte, waren sie ab ihrem dritten Lebensjahr zusammengeführt worden.

Jeder Skythe bekam bei seiner Geburt einen anderen Jungen zugewiesen, für den er verantwortlich war und der für ihn verantwortlich war.

Sie wuchsen zusammen auf, bestanden ihren ersten Kampf Seite an Seite, mischten ihr Blut miteinander und bildeten eine Verbindung, die nur der Tod lösen konnte.

Es war nicht von Bedeutung welche Stellung der einzelne in der Zukunft erreichen würde. Seinem Kampfbruder blieb er auf Lebenszeit verpflichtet, auch wenn der eine ein Hirte und der andere ein König war. Kampfbrüder, die sich blind vertrauen konnten, waren ein wichtiger Teil des skythischen Kampfsystem. Verschiedene Verbände von Kampfbrüdern bildeten eine gut eingespielte Kriegerschar, verschiedenen Kriegerscharen eine Einzelabteilung, den Nomos, und alle unterstanden dem Basileus, dem König.

Sie unterstanden ihm, Auraxes.

Ja, er war König der Skythen, aber sein Reich war längst nicht mehr so gewaltig und seine Macht längst nicht mehr so uneingeschränkt, wie zu den Zeiten seines Vaters Ateas.

Als sein Vater gestorben war, in hohem Alter und ehrenhaft im Kampf, wurde er so reich bestattet wie kaum ein anderer vor ihm.

Sein Körper war von seinen Gedärmen befreit, das Hirn entfernt und seine Muskeln herausgeschnitten worden. Mit wohlduftenden Kräutern gefüllt und mit Wachs eingerieben, wurde seine mit goldenen Amuletten behängte Mumie in die große Grabkammer gelegt. Seine Hauptfrau, sein Mundschenk, sein Koch, ebenso wie sein Pferdeknecht und seine prachtvoll aufgezümmten Lieblingpferde wurden erwürgt und neben ihm beigesetzt. Über ihm wurde ein Grabhügel aufgeschüttet, der seiner Größe angemessen war. Der königliche Kurgan von Kul'Oba.

Nun lag Ateas unter seinem Hügel und mußte auf die stinkende und hektische Stadt Pantikapeion schauen, die die Griechen achtlos zu den Füßen von Kul'Oba gebaut hatten und die ihm die Ruhe raubte. Dieser unglaubliche Frevel mußte gesühnt werden.

Mit der Vernichtung von Phanagoreia hatten sie angefangen und das sollte noch lange nicht das

Ende sein.

Es war an der Zeit gewesen zu handeln, denn sein Volk war im Niedergang begriffen.

Nicht nur die griechischen Satellitenstädte an der Küste, die mit ihrem Wohlstand lockten und seine Krieger verweichlichten, waren eine Gefahr.

Von Osten drängten die Sarmaten in sein Reich und stahlen seine Pferde und Frauen.

Sie wurden immer dreister und ihre Raubzüge häuften sich.

Waren die Griechen erst besiegt, würde er sich um sie kümmern müssen.

Sein Kampfbruder Anarchis und er richteten sich in ihren Sätteln auf und schauten ein letztes Mal auf Kalamita, das auf einer kargen Landzunge lag, die sanft ins Meer abfiel. Im Norden umrahmten mit Steppengras bewachsene Hügel die Stadt. An den südlich gelegenen, zerklüfteten Felsformationen brachen sich schäumende Wellen an der karstigen Küstenlandschaft.

Dunkle, schwere Wolken hingen über dem Meer, zu dem die Griechen Pontos Euxinos, schwarzes Meer, sagten.

Die Skythen hatten keinen Namen dafür. Es war Wasser, nichts sonst.

In einer von den Winden geschützten Bucht lag der stark befestigte, von schwarzen Wogen umtoste Hafen von Kalamita. Die Kriegsschiffe, die dort lagen interessierten Auraxes nicht. Sie würden den Griechen nichts nutzen. Skythen kämpften vom Sattel aus. Er würde die Schiffe trotzdem in Brand schießen.

Es würde demoralisierend auf die Griechen wirken, wenn ihre imposante Flotte in einem Meer aus Flammen versank.

Viele Tage hatte Auraxes damit verbracht, die Schwachpunkte der Festung zu studieren.

Er kannte jeden einzelnen Stein und die Besonderheit eines jeden Turmes.

Die Zahl der Turmbesetzungen war ihm ebenso geläufig, wie die Zeiten der Wachwechsel.

Auraxes wußte, dass die Festung von Kalamita in einem offenen Angriff nur schwer zu erobern sein würde. Daher würde er sich die Stadt des verhassten Hegemon Peripheistelos bis zu Letzt aufheben und er würde sie durch Verrat nehmen.

Zuerst wollte er die anderen Städte des Bundes zerstören. Erst Pantikapeion, dann Theodosia. Eine Stadt nach der anderen. Beide waren leicht zu besiegen. Die Soldaten waren schlecht ausgebildet und die Brutalität mit der Phanagoreia von der Steppe getilgt worden war, hatte ihre Fürsten mutlos gemacht.

Und mit der Opferung des Heermeisters von Pantikapeion, hatte er den Griechen zusätzlich klar gemacht, dass sie auf Gnade nicht zu hoffen brauchten.

Auraxes und Anarchis hatten genug gesehen. Sie wendeten ihre Pferde und ritten Richtung Süden, hinein in die karstigen Schluchten aus weißem Kalkstein, die so unübersichtlich waren, dass sie bei ihrem Treffen ungestört sein würden.

In der Mitte eines zwischen den Felsen liegenden Plateaus, zügelten sie ihre Pferde und stiegen ab. Das Plateau lag wenige Meter über dem Wasser und war von hohen Felsbrocken umgeben.

Zum Meer hin war der Kalkfelsen abgebrochen und in die Wellen gestürzt, so dass man wie von einem Balkon aus über das schwarze Meer schauen konnte. An der meerabgewandten Seite lag ein kleiner Teich, der sich in einer Senke gebildet hatte. Um ihn herum standen vereinzelt krüppelige Birken, die sich auf seiner Oberfläche spiegelten.

Die beiden Kampfbrüder standen am Rand der Klippe und schauten in die düster über dem Wasser dräuenden Wolken. Im Westen, weit über dem Meer, zuckten lautlose Blitze aus dem schwefeligen Himmel. Ein Sommersturm lag in der Luft.

Obwohl der Wind von der Landseite her wehte, brachte er den Geruch von Meer mit.

Auraxes brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer hinter ihm stand.

Sein Name war Galateion. Stets umwehte ihn der Hauch von Algen und Salzwasser. Auraxes wunderte sich längst nicht mehr darüber. Genauso wenig wunderte es ihn, wie es Galateion immer wieder gelang, lautlos und scheinbar aus dem Nichts heraus aufzutauchen. Obwohl er unbewaffnet

und nicht gerade furchteinflößend anzusehen war, stand er ohne Angst vor den zwei Skythenkriegern, die ihn um etliche Spannen überragten.

Auraxes wußte nicht viel über Galateion. Und es war ihm auch gleichgültig. Für ihn war der kleinwüchsige Mann in der meergrünen Robe mit der Kapuze, die sein Gesicht verdeckte, nichts weiter als ein Werkzeug. Woher er kam und ob ihm seine Götter das Leben schenkten, bei der Schlacht die kommen würde, bedeutete ihm nichts.

Es war für Auraxes ausreichend zu wissen, dass Galateion der Verräter war, der ihnen die Tore von Kalamita öffnen würde.

Galateion und seine Gefolgsleute gehörten einer Sekte an, die den römischen Kriegsgott Mars verehrten. Versteckt und unauffällig lebten sie in Kalamita unter den Griechen. Kaum jemand hatte sie je zu Gesicht bekommen. In der Stadt wurden grausliche Geschichten erzählt, von Marsjüngern, die man dabei gesehen haben wollte, wie sie Menschen ins Wasser zogen. Und das von den Unglücklichen nur noch die abgenagten Knochen ans Land zurückgespült worden waren. Die ängstlichen Griechen sprachen deshalb von den Göttern aus Atlantis und ihren finsternen Abgesandten aus den Tiefen des Meeres

Auraxes kümmerte sich nicht um solches Geschwätz.

Er kam aus der Steppe, er hatte keine Götter aus dem Meer. Seine Götter waren Boreas, der ewige kalte Nordwind und der namenlose Gott des Krieges, den sie in Form eines eisernen Schwertes anbeteten. Sie würden ihm den Sieg schenken, wie sie es schon immer getan hatten.

Die Marsjünger, die Galateion manchmal zu ihren Treffen mitbrachte, waren von dem gleichen merkwürdigen Äußeren wie Galateion selbst. Alle waren sie in Umhänge mit tiefhängenden Kapuzen und mit weiten Ärmeln gekleidet. Ihre Gesichter waren unter den Kapuzen nicht auszumachen. Auraxes hatte bisher von keinem auch nur das kleinste bißchen Haut zu sehen bekommen. Der größte unter ihnen reichte dem hünenhaften Anarchis gerade bis zur Brust.

Obwohl sie einem Kriegsgott huldigten, sahen sie nicht gerade kämpferisch aus und sie führten nie Waffen bei sich. Nur armlange Stäbe, die metallisch glänzten und sich warm anfühlten, als ob ein eigenens Leben in ihnen wohnen würde, hingen an ihren Gürteln.

Ihr Ziel war die Vertreibung der Griechen aus Kalamita, damit sie die Stadt ihrem obersten Priester Mar'os weihen konnten. Von hier aus wollten sie einen Feldzug gegen ihre Widersacher starten, die dem Götzen Eidon huldigten.

Sollten Galateion und seine Anhänger ruhig daran glauben, dass Auraxes die Marsjünger als Herren von Kalamita akzeptieren würde, wenn Peripheistelos erst bezwungen war.

War die Schlacht siegreich geschlagen und waren die Marsianer dabei nicht umgekommen, würden seine Krieger kurzen Prozess mit diesen lächerlichen Halbmenschen machen.

Es gab nur einen Herrscher auf der Krim und dessen Name lautete Auraxes.

Er freute sich schon auf die Ruhe, die sich über das Land legen würde, wenn die Griechen erst weg waren. Es würde nicht mehr lange dauern und das einzige Geräusch in der Steppe würde wieder der immer rauschende Wind und das Wiehern ihrer Pferde sein.

Damit sein Plan aufging, war er leider auf die Hilfe von Galateion, den Verräter, angewiesen.

Bei dieser Vorstellung huschte ein verächtlicher Schatten über Auraxes' Gesicht. Es gefiel ihm nicht, aber es war notwendig.

Denn sollte er nicht siegreich sein, würde sein Volk untergehen und niemand würde ihm zu Ehren einen Königskurgan an den Ufern des Borysthenes errichten.

Auraxes wurde aus seinen Gedanken gerissen, als er von Galateion angesprochen wurde.

„Auraxes, edler König der Skythen. Du hast mich rufen lassen. Was können die Diener des Mars für dich tun?“

Wie jedes Mal wenn er mit Galateion sprach, wurde Auraxes das Gefühl nicht los, dass dessen Worte, obwohl demütig gesprochen, stets einen höhnischen Unterton hatten. Vielleicht lag es aber auch an seinem schnarrenden, kaum verständlichen griechisch.

Auraxes war ein Krieger, kein Redner. Sein griechisch war noch ungelenker als das von Galateion und so ärgerte er sich, dass sich die Worte, die befehlend klingen sollten, so hilflos anhörten, als sei er der Knecht und nicht der König. Aber es ging nicht anders. Griechisch war die einzige Sprache in der sie sich verständigen konnten.

„Wie ist die Stimmung am Hofe von Peripheistelos? Windet er sich bereits vor Angst. Hat er sein Schiff schon beladen, dass ihn bei Nacht und Nebel zurück nach Griechenland bringen wird?“ Belustigt schaute er zu Anarchis hinüber, der seinen groben Mund zu einem überheblichen Grinsen verzogen hatte.

„Was wird er tun, der große Fürst, um sich der Gefahr aus der Steppe zu erwehren? Will er wie die Weiber einfach nur abwarten, dass ich die nächste Stadt seines Bundes zerstöre oder hat er tatsächlich den Mut, mir entgegenzutreten? Eine Entscheidungsschlacht in der Steppe gegen die schwachen Griechen würde die Sache erheblich verkürzen.“

Anarchis lachte laut auf und klopfte auf sein Schwert. Auf seinem grobschlächtigem Gesicht mit dem schlecht verheilten Brandmal auf der Stirn machte sich Vorfreude auf das große Schlachten breit.

„Aber nein ehrwürdiger Auraxes. Nie würde es der schwächliche Fürst von Kalamita wagen gegen so gewaltige Krieger wie deine Skythen in den offenen Kampf zu ziehen. Er verbirgt sich in der Stadt und hofft auf die Stärke seiner Festung, die er für uneinnehmbar hält.

Und wie du weißt, ist sie tatsächlich kaum zu bezwingen, indem man nur mutig, aber kopflos gegen sie anreitet.“

Galateion breitete die Arme aus und verbeugte sich dabei heuchlerisch. Wieder sah die Geste keineswegs unterwürfig, sondern verächtlich aus, was Auraxes ärgerte. Dieser Wicht zeigte nicht das kleinste bißchen Angst oder Respekt ihm gegenüber. Dabei brauchte er seinem Bruder nur einen Wink zu geben und dieser würde dem Verräter mit Freuden den Kopf von den Schultern schneiden. Wie jeder Skythe, liebte Auraxes den Verrat, aber hasste den Verräter.

„Ich kenne leichtere Wege, um den Sieg zu erringen, stolzer König“, fuhr Galateion fort.

„Wenn du es wünschst, kann ich dafür sorgen, dass die Wachmannschaften unaufmerksam sind. Es gibt viele gutaussehende Mädchen in meinen Diensten die den Wächtern den Kopf verdrehen und ihren Wachdienst mit Schmeicheleien und Wein versüßen können. Sind die Wachen abgelenkt, werde ich dafür sorgen, dass die Tore offenstehen und ihr könnt die Stadt im Handstreich nehmen.“ Auraxes nickte zustimmend.

„Ja, das ist ein Vorschlag, der mir gefällt, Galateion. Doch zuerst werde ich die anderen Städte des Bundes niederbrennen, damit uns niemand in den Rücken fallen kann. Sind Pantikapeion und Theodosia gefallen, werde ich dich den genauen Zeitpunkt wissen lassen, an dem du deine Stadt verraten darfst.“

Angewidert spukte Auraxes aus und gab Galateion deutlich zu verstehen, wieviel er von ihm hielt. Für ihn war das Gespräch damit beendet. Er wollte sich umdrehen und zu seinem Pferd gehen, als ihn Galateion noch einmal ansprach.

„Wenn es nicht zuviel verlangt ist, großer Auraxes, möchte ich dich für diesen Dienst um eine kleinen Gefallen bitten.“ Wieder klang seine Stimme ein klein wenig spöttisch.

Auraxes verharrte mitten in der Bewegung. Was bildete sich diese Kreatur ein. Zornig fuhr er herum und funkelte Galateion an.

„Was willst du sonst noch, außer dass ich dich und deinesgleichen am Leben lasse, wenn ich Fürst von Kalamita bin, Galateion?“, fuhr er ihn an.

„Überlasst mir nach gewonnener Schlacht den Kopf des Fürsten von Kalamita“, sagte er zweideutig.

Auraxes war kurz verunsichert. Welchen Kopf meinte er damit?

Den Kopf von Peripheistelos? Oder seinen eigenen? Dann lächelte er still in sich hinein.

Er konnte Galateion alles versprechen, was er sich wünschte, denn er hatte längst beschlossen, dass keiner der Marsjünger überleben würde.

„Gut, Galateion. So sei es“, sagte er gönnerhaft.

Mit diesen Worten trat er zu Anarchis, der bereits im Sattel saß, stieg auf und ritt mit ihm zurück in die Steppe. Galateion blieb hinter ihnen zurück. Irgendwie wurde Auraxes das ungute Gefühl nicht los, ein Versprechen gegeben zu haben, dass ihn den Hals kosten konnte.

Galateion stand ruhig da und schaute den Skythen nach, die im Gewirr der Schluchten verschwanden. Als nichts mehr von ihnen zu sehen war, ging er gemächlichen Schrittes zum Teich am Rande des Plateaus hinüber und blickte hinein.

Sein Spiegelbild, welches ihm böse entgegen lächelte, verzerrte sich, als sich auf dem Teich konzentrische Kreise bildeten. Kleine Wellen liefen von der Mitte des Teiches zum Rand hin und schwappten an das Ufer. Es hatte den Anschein, als ob etwas von unten der Wasseroberfläche entgegenstreben würde.

Ungerührt schlug Galateion seine Kapuze zurück. Darunter kam ein haarloser Schädel zu Tage, auf dem ein rot schimmernder Flossenkamm saß.

Das flache Gesicht mit der nur angedeuteten Nase und den Augen, die von kräftigen Wülsten überragt wurden, sah alles andere als menschlich aus. Die schuppige Haut glänzte grünlichblau. Spitze Ohren saßen an den Seiten des Schädels, gleich über den Kiemen, die am kräftigen Hals zu sehen waren.

Das Wasser des Teiches wurde von einem ebenso rotleuchtenden Kamm geteilt, wie ihn auch Galateions Kopf zierte.

Galateion blickte auf das Wesen herab, dass sich aus dem Wasser erhob und ihm zum Verwechseln ähnlich sah. Nur das es anstatt des Umhanges, welchen er trug, fast nackt war. Es trug lediglich einen Schurz an den Lenden und an seiner linken Brust war eine große Muschel als Harnisch befestigt, die mit schweren Riemen quer über dem Oberkörper festgezurt war.

Der Hydrit watete aus dem schlammigen Wasser des Teiches und hängte seinen Blitzstab, den er die gesamte Zeit über auf Auraxes gerichtet hatte, an den Lendengurt.

„Was glaubst du, PAGR'ol? Wird der große König Auraxes den Sieg erringen?“, sprach Galateion den aus dem Wasser Watenden in der klackenden Sprache der Hydriten an.

„Wohl kaum, Marb'ot. Oder soll ich besser Galateion zu dir sagen?“ Beide hatten ein hämisches Grinsen aufgesetzt, so dass die spitz zugefeilten Zähne gut sichtbar waren.

Das Grinsen der Fischmenschen erinnerte mehr an ein Zähnefletschen und jemand der noch nie einen grinsenden Hydriten zu Gesicht bekommen hatte, hätte bei diesem Anblick sofort das Weite gesucht.

Nachdem sie ihre Heiterkeit überwunden hatten, fügte PAGR'ol hinzu, „Ich denke, wir dürfen davon ausgehen, dass Auraxes seine Regentschaft noch in diesem Jahr beenden wird. Und auch Peripheistelos' Reich neigt sich dem Ende zu. Die beiden sind mittlerweile zu mächtig geworden. Wir können nicht zulassen, dass sie sich noch weiter ausbreiten und unsere Ziele gefährden. Reicht es nicht, dass wir uns vor Eidons' Jüngern in dieser abgelegenen, vergessenen Ecke der Weltmeere verstecken müssen. Nun müssen wir uns auch noch vor den Menschen, diesen Schwächlingen, verbergen.“ Aufgebracht ballte PAGR'ol seine mit Schwimmhäuten versehenen Hände.

„Ja, du hast recht“, erwiderte Marb'ot nachdenklich, „schwach sind sie, die Menschen, aber reich an Zahl. Für uns Wenige, die wir Mar'os huldigen, ist ein Krieg gegen sie aussichtslos. Wir müssen dafür sorgen, dass sich die Lungenatmer gegenseitig umbringen. Und das werden sie.“

Diese beiden unfähigen, sich selbst überschätzende Menschenkönige werden uns dabei sehr nützlich sein.“

Marb'ot lachte tückisch auf, während sie in die Transportqualle stiegen, die vor ihnen aus dem Meer aufgetaucht war.

In der Steppe bei Kiiw, 2521

Die Alphas der Herde hatten Lazarus zu ihrem Leittier gemacht.

Sie waren beeindruckt gewesen von seinen überlegenen Kenntnissen und seinem Wissen, dass er nur vom ersten Konjuu selbst bekommen haben konnte. Woher sonst konnte er wissen, dass die Erde nicht am Rand der Steppe aufhörte und sich die gesamte Ebene um das brennende gelbe Auge des ersten Konjuu drehte, zu dem er Sonne sagte?

Viele hatten sich seine Zeichen in ihr Gesicht tätowiert.

Yvoolka verachtete die Tätowierungen. Er gehörte niemanden, er war kein Stück Vieh.

Im Gegenteil. Er war der Sohn des Sterns, der die Herde über die Ebene führte. So wie es bereits sein Vater und sein Vorvater und dessen Vater getan hatte.

Er war der rechtmäßige Herr der Herden, denn er besaß den heiligen Stab, der seit Generationen von einem Leittier zum nächsten weitergegeben wurde. Yvoolka hatte ihn von seinem Vater bekommen, als der Schamane seinen Körper darauf vorbereitet hatte, auf der großen Ebene zu reiten.

Wie unwissend sein Vater gewesen war. Er hatte den Stab bei den wenigen Opferfesten, die sie hatten, herumgezeigt, die damit vorgeschriebenen Kreise und Linien in die Luft gezeichnet und ihn danach wieder in den weichen Köcher aus rotgefärbtem Konjuuhaar zurück getan.

Welche Macht in dem heiligen Stab wirklich steckte, hatte er nie entdeckt. Wohl auch weil er sich nie dafür interessiert hatte.

Yvoolka dagegen hatte es herausgefunden.

Seitdem Lazarus die Herde übernommen hatte, hatten die alten Regeln ihre Gültigkeit verloren. Kjuulta hatte ihm die erste Stute Wyynaato streitig gemacht, die nur ihm alleine zustand als Sohn des Sterns.

Den Mangel an Achtung ihm gegenüber hatte er nicht ungestraft gelassen.

Er hatte die Kraft des heiligen Stabes an Kjuulta ausprobiert.

Als er auf den Haufen Asche und die kalzinierten Knochenstücke geschaut hatte, die von ihm übriggeblieben waren, war ihm klar geworden, dass Lazarus nie von der furchtbaren Waffe erfahren durfte, die sich in seinen Händen befand.

Auf einmal war es ihm mehr als Recht gewesen, dass sich niemand mehr für die alten Riten interessierte und der Stab in Vergessenheit geriet.

Mit dieser gewaltigen Waffe, war er endlich stark genug, um seine Pläne in die Tat umsetzen zu können.

Im Gegensatz zu Lazarus, würde sich Yvoolka nicht mit der Zerstörung von Kiiw zufrieden geben.

Ihn trieb nicht der Hass auf die Helmmenschen an. Er kämpft für die Freiheit seines Volkes und der Steppe. Yvoolka würde *alle* von der Ebene tilgen, die nicht auf einem Konjuu reiten konnten.

Doch zuerst mußte er dafür sorgen, dass die alte Ordnung wieder hergestellt wurde und die Herde ihn erneut als Leittier akzeptierte.

Dazu mußte er Lazarus beseitigen.

Kalamita, 11. August 312 v. Chr.

Peripheistelos stand an den grob gezimmerten Tisch gelehnt, der am Ende des Raumes stand und erwartete den Marsianer.

Rastlos ließ er seinen Blick in seinem Empfangssaal hin- und herschweifen, was nicht sehr ergiebig war, denn der Raum war schnell zu überblicken.

Er war spartanisch eingerichtet, die Gebrauchsgegenstände darin wenige und schmucklos.

Im Gegensatz zum verschwenderischen Domesthenes, hielt er nichts von Annehmlichkeiten und Prunk. Sie verdarben den Körper und den Geist., was man an dem Fürsten von Pantikapeion deutlich sehen konnte.

Genügsamkeit und Härte gegenüber sich selbst, nur so war es ihm gelungen all die Jahre Hegemon über die Krim zu bleiben. Er wußte wohl von der Machtbessesenheit der Fürsten und besonders auf Poseidion galt es ein Auge zu werfen. Diese Schlange würde keinen Moment zögern, um ihn im geeigneten Moment aus dem Weg zu räumen.

Aber nun war eine weitaus größere Bedrohung als der Fürst von Theodosia aufgetaucht und Peripheistelos brauchte dringend Informationen. Wer war dieser Anführer der die skythischen Stämme geeint hatte und was hatte er wirklich vor? Wollte er tatsächlich die griechische Kultur auslöschen oder ging es ihm um etwas ganz anderes?

Peripheistelos konnte sich einfach nicht vorstellen, dass ein undisziplinierter Barbarenhaufen so verrückt sein sollte und die Krim erobern wollte. Ihnen mußte doch wohl klar sein, dass sie spätestens an der uneinnehmbaren Festung von Kalamita scheitern würden. Aber soweit wollte es Peripheistelos erst gar nicht kommen lassen. Sobald er wußte mit wem er es zu tun hatte, dürfte es nicht mehr schwer sein die Schwächen des Gegners herauszufinden. Und diese auszunützen.

Endlich öffnete sich die versteckte Tür an der Seite erneut und Larkon führte den Marsianer herein. Neben dem hochgewachsenen Heermeister sah die kleine Gestalt des Marsjüngers aus wie die eines Kindes.

Wie immer hatte er eine meergrüne Robe mit einer tiefhängenden Kapuze an, die sein Gesicht zur Gänze verdeckte und an seinem Gürtel hing der merkwürdige Stab, der so unwirklich schimmerte. Selbstverständlich kannte Peripheistelos das Gerede, dass sich die einfachen Leute auf der Straße über die Marssekte zuflüsterten. Von Ritualen in mondlosen Nächten in denen Kinder geopfert wurden war da die Rede und von Menschenfressern.

Für Peripheistelos waren sie eine Sekte wie jede andere auch, die sich in Kalamita herumtrieben und an der Leichtgläubigkeit der Leute bereicherten.

Harmlose Spinner, aber bei der Abergläubigkeit der Bevölkerung wollte er auf keinen Fall mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Es herrschte Unruhe genug seit dem verheerenden Angriff auf Phanagoreia.

Peripheistelos wußte, das es gefährlich war, den Aberglauben der Bevölkerung zu unterschätzen. Schnell konnte eine flüchtig fallen gelassene Andeutung zu einer Vermutung werden und dann zu einer unumstößlichen Wahrheit. Er selbst hatte oft genug Gerüchte unter die Leute streuen lassen, um unliebsame Kritiker zu diskreditieren oder reiche Gildenmitglieder, die zu aufstrebend gewesen waren und zu offensichtlich nach der Macht geschielt hatten, zum Schweigen zu bringen.

Darum wußte niemand außer dem treu ergebenen Larkon um die heimlichen Treffen und das sollte auch so bleiben.

Peripheistelos hatte seine sehnigen Arme vor der Brust verschränkt und blickte Larkon und dem Marsianer ungeduldig entgegen. Mit einer flüchtigen Kopfbewegung bot er seinem Gast einen Platz auf einem der harten Stühlen an.

Der Marsjünger übersah die Geste und blieb vor Peripheistelos stehen. Er hatte nicht vor lange zu bleiben. Es gab viel zu tun.

„Peripheistelos, ruhmreicher Herrscher von Kalamita. Du hast nach mir geschickt? Was können die Diener des Mars für dich tun?“

Sein Gast deutete eine leichte Verbeugung an, die in den Augen Peripheistelos' irgendwie den nötigen Respekt vermissen ließ.

„So ist es, Galateion.“

Forschend versuchte er dem Gerufenen ins Gesicht zu sehen, doch unter der dunklen Kapuze war nichts zu erkennen. Wie jedes Mal wenn Galateion vor ihm stand, breitete sich leichter Ärger in Peripheistelos aus. Obwohl er den Marsianer um Längen überragte, hatte er nie den Eindruck, dass er ihm überlegen war.

Irgendetwas war unheimlich an ihm und es hing nicht damit zusammen, dass er sein Gesicht ständig unter einer Kapuze verbarg. Es lag vielmehr an der Selbstsicherheit die er ausstrahlte.

Die Selbstverständlichkeit mit der er ihm auf gleicher Augenhöhe begegnete, war schon beinahe beleidigend. Niemand anderem sonst hätte er so ein Verhalten ungestraft durchgehen lassen und auch das wunderte Peripheistelos.

Warum hatte er diesem unverschämten Wicht nicht schon längst befohlen sein Gesicht zu zeigen und sich auf die Knie zu werfen, wenn er ihm Neuigkeiten überbringen durfte?

Flüchtig kam ihm der Gedanke, das an dem Gerede über die Gesandten aus Atlantis etwas Wahres dran sein konnte. Mit einem unwilligen Kopfschütteln verdrängte er diesen absurden Gedanken und konzentrierte sich wieder auf seinen Gegenüber.

„Wie du dir bestimmt denken kannst, habe ich dich nicht kommen lassen, um mich mit dir über den neuesten Alltagsratsch zu unterhalten.“

„Gewiss, mein Fürst. Ich weiß, dass du unsere Gespräche nur deshalb schätzt, weil es Dinge gibt, die du ausschließlich von mir erfahren kannst.“ Wieder deutete Galateion eine Verbeugung an, bei der Beiden klar war das sie nicht ernst gemeint sein konnte.

Die Stimme von Peripheistelos wurde kalt und scharf wie ein frisch geschliffenes Schwert.

„Mäßige deinen Ton, Marsianer. Bevor ich dir ins Gedächtnis rufen muß, wem du Gegenüber stehst.“

Natürlich war Peripheistelos klar, dass es genau so war, wie Galateion sagte. Peripheistelos hatte selbst genügend Spitzel in der Stadt, die ihm allerlei zutrug, was bei seinen täglichen Regierungsgeschäften von Nutzen waren. Aber wenn es darum ging Informationen zu bekommen, die nicht bereits die Marktweiber herauskrakeelten, war er darauf angewiesen sich an Galateion zu wenden. Diese Abhängigkeit auszusprechen und dazu noch in der Anwesenheit des Heermeisters, war allerdings eine Unverfrorenheit, die er so nicht durchgehen lassen konnte.

Bevor Peripheistelos jedoch seinem Unmut weiter Luft machen konnte, fuhr Galateion unbeeindruckt fort.

„Dich interessieren Dinge, die nur meine Augen sehen und Dinge, die der Wind nur meinen Ohren zuweht. In diesem Falle war es der Steppenwind, der mir Dinge zutrug, die von Bedeutung für dich sind. Nicht wahr, mein Fürst?“ Galateions Stimme hatte einen lauernden Klang angenommen.

Peripheistelos' Ärger machte Verblüffung Platz, nur um kurz darauf um so heftiger zu entbrennen. Woher wußte dieser Zwerg, weshalb er ihn zu sich gerufen hatte? Er tauschte einen schnellen Blick mit Larkon aus, doch dieser zuckte nur andeutungsweise mit den Schultern. Larkon hatte ihm nichts erzählt.

„Nun gut, Galateion. Wie es aussieht, weißt du bestens darüber Bescheid, was ich von dir hören will.“ Peripheistelos war hellhörig geworden und bemühte sich seinen Ärger so gut wie möglich herunter zu schlucken.

„Dann lass uns ohne Umschweife zur Sache kommen. Wer ist derjenige, der es gewagt hat Phanagoreia anzugreifen? Und es bedauerlicherweise auch geschafft hat, sie zu vernichten“, fügte er nach kurzem Zögern hinzu.

„Ja, wirklich bedauerlich“, erwiderte Galateion und es war unverhohlen kein Mitleid in seiner Stimme.

„Zufällig weiß ich tatsächlich wer es ist, der die Stämme der Skythen vereint hat und dir seitdem den Schlaf raubt“, sagte Galateion leicht hin. „Du kennst ihn übrigens ebenfalls und es wundert mich, das du nicht von alleine darauf gekommen bist, weiser Fürst.“

Peripheistelos überhörte die neuerliche Frechheit Galateions und schaute ihn forhend an.

„Nun?“

„Es ist Auraxes, der Sohn Ateas'.“

Auraxes also.

Peripheistelos war keineswegs überrascht. Er hatte mit dieser Möglichkeit gerechnet.

Unter Ateas' Herrschaft hatte sich der Machtbereich der Skythen so weit ausgedehnt, dass es nur mit Hilfe des Makedonierreiches gelungen war, sie in die Weiten der Steppe zurückzudrängen.

Mittlerweile war es Jahre her, das Ateas von Philipp, dem Makedonen, erschlagen worden war und

es war nur noch eine Randnotiz in den Chroniken seiner Geschichtsschreiber.

Ihres Königs beraubt und führungslos, hatten sich die Skythen daraufhin verstreut und hatten seitdem keine ernstzunehmenden Gegner mehr dargestellt.

Jetzt hatten sie also wieder einen Anführer und wenn Auraxes auch nur annähernd so gefährlich war wie sein Vater damals, war das Grund genug die Bedrohung ernst zu nehmen.

„Was rätst du also, soll ich gegen diesen neuen König der Skythen tun, Galateion? Da dein Wissen ja so allumfassend ist, wie du sagst, weißt du bestimmt auch um die Schwächen von Auraxes.“

Peripheistelos versuchte seine Frage überheblich klingen zu lassen, aber er hatte den Eindruck, das es sich hilflos anhörte. Als käme er nicht von alleine darauf, wie Auraxes beizukommen war.

Er mußte sich eingestehen, dass dem durchaus so war.

„Wieviele Köpfe zählt seine Armee? Wo befindet er sich mit seinem Heer?

Kann ich ihn in offenem Kampf bezwingen?“, setzte er deswegen hastig hinzu.

Peripheistelos ärgerte sich über seine eigene Unsicherheit und wollte dieses unangenehme Gespräch so schnell wie möglich beenden.

„Wie du bereits sagtest, großer Fürst, ist mein Wissen in der Tat sehr umfangreich.“ Unter der Kapuze verzog Marb'ot gehässig seinen Mund, ohne dass es jemand sehen konnte. Der Hydrit amüsierte sich über diese Menschen, die dachten, das letzte Glied in der Kette zu sein. Was wußten sie schon.

„Und um die Wahrheit zu sagen, wirst du den Sieg nicht in einer Schlacht Mann gegen Mann erringen. Sein Heer ist groß und schlagkräftig wie zu Zeiten Ateas' und in offenem Kampf dem deinen weit überlegen. Aber ich sehe eine andere Möglichkeit, ihm habhaft zu werden.

Denn wie ich hörte, bereitet er bereits den Angriff auf Kalamita vor.“

Das Auraxes' nächstes Ziel Pantikapeion sein würde, verschwieg er Peripheistelos mit dem Gefühl der Genugtuung. Eine Stadt weniger, die ihm im Weg stand. Denn das Pantikapeion dem Untergang geweiht war, stand für ihn außer Frage.

„Mit ein wenig Verstand wird es ein Leichtes sein, den ungestümen Auraxes bei seinem heftigen, aber unüberlegten Angriff auf deine wunderbare Stadt in eine Falle zu locken. Er mag ein kühner Krieger sein, aber bei den Götter (bei meinen Göttern), er ist bestimmt kein guter Stratege. Ganz im Gegensatz zu dir, nicht wahr?“

„So so.“ Peripheistelos ging nicht auf die verlogene Schmeichelei ein und bedachte den Marsianer mit einem gespielt wohlwollenden Blick.

„Na gut, Galateion. Da ich deine Freude an der Intrige kenne, gehe ich davon aus, dass du dir bereits einen Plan zurecht gelegt hast, bevor du durch diese Tür getreten bist. An was für eine Art von Falle hast du also gedacht?“

„Wenn es deinem Wunsch entspricht, werde ich mich mit Auraxes treffen und ihm einen Verrat vorschlagen. Er ist stolz und von sich selbst eingenommen.“ („So wie du“, fügte er in Gedanken hinzu.) Das es jemand wagen würde, ihn zu hintergehen, kommt ihm nicht in den Sinn.

Ich werde ihm versichern, dass ich die Wachen ablenken und die Tore für ihn öffnen werde.

Bei Nacht werde ich ihm ein Zeichen geben, dass alles bereit ist. Wenn er mit seiner Horde kopflos in die Festung einfällt, wird es ein Leichtes sein ihn zu überrumpeln.

Denn selbstverständlich wird die Festung nicht so unbewacht sein wie er denkt.

Ist Auraxes erst auf dem großen, freien Platz hinter dem Burgtor, bietet er eine gute Zielscheibe für deine Bogenschützen, die auf den Palisaden postiert sind.

Die Überraschung wird auf deiner Seite sein und bei dem darauffolgenden Schrecken und Durcheinander wird er sich übereilt zurückziehen. Nur um dann deiner Reiterei in die Arme zu laufen, die sich im Schutze der Nacht herausgeschlichen hat und ihn draußen empfängt.“

Peripheistelos überlegte einen Moment. Nicht besonders einfallsreich, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit sehr wirkungsvoll.

„Für wahr, Galateion, du bist durchtrieben wie eine Natter“, sagte er dann. „Dein Plan gefällt mir und er hört sich so an, als ob er gelingen kann. Dann los. Geh, finde Auraxes und spiel ihm den

Verräter vor.“

Peripheistelos nickte Galateion abschließend zu und entließ ihn damit aus dem Gespräch. Galateion hatte sich bereits abgewandt, als ihn die Stimme von Peripheistelos noch einmal zurück hielt.

„Auf ein Wort noch.“ Peripheistelos legte eine wohlbemessene Pause ein und musterte die kleine Gestalt vor ihm abschätzend. „Welchen Vorteil versprichst *du* dir von dem Verrat?“

Galateion öffnete die Arme zu einer unschuldigen Geste.

„Es reicht mir einen kleinen Beitrag zu der Sicherung deines Reiches zu leisten, Peripheistelos. Denn was wären die Jünger des Mars ohne die schützende Hand des Hegemon?“ Seine Stimme troff vor Verlogenheit.

„Wenn du mir und meinem Orden natürlich ein wenig mehr Freiheiten bezüglich der Steuern zusichern könntest, würde uns dies eine nicht unerhebliche Erleichterung sein.“

„Natürlich. Ich werde mit meinem Schatzmeister darüber sprechen.“

Damit entließ er ihn entgeltig und winkte seinem Heermeister, der die ganze Zeit über an der versteckten Tür gestanden hatte. Als der Marsianer von Larkon aus dem Zimmer geführt wurde, schaute er dessen schmaler Gestalt hinterher.

Dieser elende Heuchler. Er kannte Galateion nicht gerade als jemanden, der aus reiner Barmherzigkeit zu handeln pflegte. Einem listigen Mann wie ihm den Rücken zu zukehren, war nicht besonders klug. Er führte irgendwas im Schilde. Und solange Peripheistelos nicht wußte, um was es sich dabei handelte, war es besser einen Trumpf in der Hinterhand zu haben, von dem Galateion nichts ahnte.

Nur gut, das er nach Amagen hatte schicken lassen.

Einige Augenblicke später betrat Larkon erneut den Raum.

Peripheistelos schaute seinem Heermeister entgegen.

„Traust du ihm, Larkon?“

Dieser schaute seinem Herrn offen ins hagere Gesicht.

„Auf keinen Fall. Eher lege ich mein Leben in die Hände eines Schakals.“

Peripheistelos nickte zustimmend.

„Ich denke, es wird Zeit sich Galateions zu entledigen, wenn die Gefahr durch Auraxes gebannt ist, mein treuer Larkon.“

„Ich werde mich darum kümmern“, versprach er.

Kalamita, 17. August 312 v. Chr.

Hyridias' Körper hatte sich erholt. Sein Geist keineswegs. Nach wie vor konnte er die Bilder nicht verdrängen, die ihn seit den Ereignissen von Phanagoreia quälten.

Er sah die Flammen seines Hauses, in dem seine kleinen Kinder zuerst laut schrieten und husteten, dann immer leiser wurden und schließlich ganz schwiegen, als das Dach über ihnen zusammenstürzte.

Er sah seine Frau, die mit panischem Blick auf ihn zurannte. Die nackte Angst konnte er in ihrem schönen Gesicht sehen.

Und vor allem sah er den Reiter mit dem häßlichen Brandmal auf der Stirn, der von hinten auf sie zugeritten kam. Hyridias sah, wie er seinen rostigen Streitpickel in ihren Nacken hieb. Wie er abstieg und vor seinen Augen den Skalp seiner Frau nahm. Ihre Augen brachen erst dann, als der Reiter bereits wieder im Sattel saß und kehlig auflachend davon ritt, um sich ein weiteres Opfer zu suchen. Hilflös hatte er all dies mit ansehen müssen. Weder seine Frau noch seine Kinder hatte er retten können. Er hatte sich selbst gegen die anreitenden Barbaren verteidigen müssen. Wieder und wieder hatte er versucht zu seinem Haus, zu seinen Kindern und zu seiner Frau durchzukommen. Nur über die Straße hätte er es schaffen müssen. Eine lächerliche Distanz, aber unerreichbar für ihn. Genauso oft wie er es versucht hatte, genauso oft waren Reiter auf ihn eingedrungen, hatte er sich

ihrer Hiebe erwehren müssen. Drei von ihnen hatte er mit seiner Lanze aus dem Sattel gestoßen. Ein schwacher Trost.

Alles war vergeblich gewesen. Nun waren alle, die er je geliebt hatte tot und alles an was er je gehangen hatte, war in Rauch aufgegangen.

Nachdem seine Wunden geheilt waren, fing er an, seinen Körper wieder in Form zu bringen.

Er bereitete sich auf den Kampf mit dem schrecklichen Reiter vor, der ihm alles genommen hatte.

Und er bereitete sich gut vor. Er war nicht umsonst Hauptmann der Wache geworden. Er war ein guter Soldat und er hatte in vielen Kämpfen den Sieg davon getragen.

Seine Seele hingegen würde nie wieder heilen. Ihm blieb nur die Rache. Und dann der Tod.

In der Steppe bei Kiiw, 2521

Die einzelnen Herden zogen weit verstreut durch das hügelige Steppenland zwischen den zwei Meeren.

Als Nomaden durchstreiften sie die Ebene. Die aggressiven Konjuus, auf denen sie ohne Sattel ritten, erinnerten entfernt an Pferde, doch ihre Hufe waren mit Krallen bewehrt und ihr langgestreckter Schädel war voller spitzer Raubtierzähne.

Nur selten trafen sich die Herden. Zum Handel oder bei dem großen zentralen Opferfest zu Ehren der Götter, die den ersten Konjuu aus dem Blut der Erde und dem Staub eines Sterns erschaffen hatten.

Viele Jahrhunderte war dies nun schon her. Die Götter hatten den Stern auf die Erde geschleudert, um ihn mit der Erde zu vermählen. Doch die Erde war eine zaghafte Braut gewesen. Sie hatte sich geziert und der Stern hatte sie mit Gewalt zum Weib nehmen müssen. In der Hochzeitsnacht hatte sie Blut geweint und war beinahe gestorben.

Als der Stern endlich ihr Leid bemerkte, schämte er sich für die Gräueltat die er seiner Braut angetan hatte. Er bedeckte sie mit Staub, damit sie ruhen und genesen konnte.

Der Sternstaub verschmolz mit dem vielen Blut, das die Erde geweint hatte. Die durch den Staub gegebene Schwangerschaft dauerte etliche Jahrzehnte. Dann endlich erwachte die Erde wieder und unter großen Qualen gebar sie dem Stern einen Sohn, den ersten Konjuu.

So war die Welt der Skythii entstanden. Unter Schmerzen.

Jeder Schamane der Herden wußte dies.

Über den Zug jedoch sagten die alten Überlieferungen nichts. Niemand wußte, wie der Zug in ihre Welt gekommen war. Auch er war schon von Anbeginn der Zeiten in der Steppe. Doch anders als die Skythii gehörte er nicht hierher.

So unterschiedlich die verschiedenen Herden auch waren. Sie alle hassten den Zug und die Zughirten, die zweimal im Jahr mit ihm das Land durchquerten.

Die Menschen die auf ihm ritten, sahen anders aus und sie verhielten sich anders. Sie waren gierig und achteten die Gesetze nicht, die der Stern der Erde gegeben hatte.

Weil die Zughirten dachten, die Steppenreiter hätten keinen eigenen Namen für ihr Volk, wurden sie von ihnen Tshingii genannt, was in der Sprache der Skythii eine Beleidigung war.

Immer wieder hatten Mitglieder der Herden den Zug angegriffen. Ab und zu hatten sie dabei ein paar Zughirten heruntergeschossen, aber sie waren zu schwach gewesen, um den Zug erobern zu können.

Dann war Lazarus gekommen und hatte sich den gemeinsamen Hass der Herden zu Nutzen gemacht. Er hatte sie alle unter seinem Namen vereint. Unüberschaubar wie die Zahl der Sterne waren die Krieger die ihm folgten. Diesemal würde es gelingen.

Der Angriff auf den Zug stand dicht bevor. Noch in dieser Mondphase würden sie angreifen.

Doch der heilige Mann wollte mehr, als nur die Zerstörung des Zuges. Nachdem sie sich des Zuges bemächtigt hatten, würden einige ausgewählte Krieger ihr Leben geben dürfen. Die Gleise endeten an den Toren der unterirdischen Stadt und daran würden sie mit dem Zug als fahrende Bombe

zerschellen. Waren die Tore erst offen, würden auch die verhassten Helmmenschen sterben, die darin wohnten, da sie die Luft der Oberfläche nicht atmen konnten. So hatte es ihnen der heilige Mann versichert.

Eine Woche vor dem Angriff, verließ Lazarus die Herde um sich in einem Erdloch mit Gebeten auf das große Ereignis vorzubereiten.

Die Krieger blickten ihm nach, als er zu der heiligen Stätte ging, um Zwiegespräch mit den Göttern zu halten und um den Sieg zu bitten.

Sie jubelten und klopfen mit den Schwertern an ihre Schilde, so sicher waren sie, dass der heilige Mann in einigen Tagen mit guter Nachricht von den Göttern wiederkehren würde.

Aber sie warteten vergeblich. Nachdem er nicht zurückgekommen war, hatten sie nach ihm geschaut. Das Erdloch war leer gewesen und es hatte sich keine Spur von dem heiligen Mann gefunden.

Waren seine Gebete so mächtig gewesen, dass seine Seele in den Geist des ersten Konjuu eingegangen war? Hatten ihn die Nachtbestien geholt? Oder hatte er gar den Mut verloren und war geflohen?

Lange beratschlagten die Alphas der Herden, was nun zu tun war.

Die Schamanen hatten gute Zeichen gesehen und so hielten alle den Zeitpunkt für günstig auch ohne den Segen der Götter und ohne die Führung ihres Leittiers den Angriff zu wagen.

Als sie auf ihren wild schnaubenden Reittieren dem Zug entgegen ritten, um ihn ein für alle Mal aus dem Gleisbett zu heben, sahen sie den heiligen Mann wieder. Die Zughirten hatten ihn gefangen genommen und vorne an die Lok gebunden. Er würde sterben, wenn sie ihre Pfeile abschoßen. Sie schrien vor Wut, als sie die Konjuus herumrissen und zurück in die Steppe ritten. Yvoolka heulte mit ihnen, obwohl der Grund seine Zornes ein anderer war.

Auch er hatte Lazarus nachgesehen, als der zum Beten gegangen war.

Ebenso wie die anderen, hatte sich Yvoolka gefreut. Denn dies war die Gelegenheit, auf die er so lange gewartet hatte.

Wie oft hatte er seine Getreuen hinter Lazarus hergeschickt, um ihn in einem günstigen Moment zu meucheln. Nie war es geglückt. Es schien so, als ob die Götter wirklich ihre schützende Hand über ihn hielten.

In der Nacht nachdem Lazarus weggegangen war, waren die Götter jedoch unaufmerksam gewesen. Yvoolka hatte einen Boten zu Pjootr, dem obersten Zughirten, geschickt und ihm verraten, wo er den heiligen Mann finden konnte.

Niemand schöpfte Verdacht als Pjootrs' Sohn Bohdan mit dem gefangenen Lazarus von der Jagd zurückkam.

Eigentlich hatte Yvoolka darauf gehofft, dass sie ihn töten würden, stattdessen hatten sie ihn als Abschreckung an den Zug gebunden.

Deshalb war er zornig, denn jetzt war er selbst in Gefahr. Sollte ein Mitglied der Herde bemerken, dass er den heiligen Mann verraten hatte, war es um ihn geschehen.

Er ließ den Boten kommen, den er zu Pjootr geschickt hatte, rammte ihm sein Schwert in die Brust und überließ ihn den hungrigen Konjuus.

Der Einzige der nun noch Verdacht schöpfen konnte war Lazarus. Wer weiß, ob ihm Pjootr erzählt hatte, wie er zu seinem „glücklichen“ Fund gekommen war.

Yvoolka mußte unbedingt dafür sorgen, dass Lazarus starb, bevor ihn die Herden befreien konnten. Die Vorbereitungen dazu liefen bereits.

Lazarus' Sohn, den er mit einer blinden Seherin gezeugt hatte, hatte wie selbstverständlich die Rolle des Leittiers eingenommen, aber seine Stellung war nicht unumstritten. Viele wollten, dass Yvoolka, als Sohn des Sterns, die Herde führen sollte.

Yvoolka sprach mit den Alphas und zum Schein verzichtete er auf die Führung der Herden.

Der Sohn des heiligen Mannes war jung und unerfahren. Er würde versagen. Wenn Vater und Sohn erst tot waren, würden sie ihm die Herrschaft von alleine antragen.

In der Steppe, 21. September 312 v.Chr.

Auraxes fühlte sich gut. Er atmete tief ein und erfreute sich an der kühlen Luft der sternenklaren Nacht, die sich über die Steppe gelegt und den Geruch von Feuer und Tod überdeckt hatte. Er stand vor seinem Zelt, legte den Kopf in den Nacken und genoß die Kälte die in seine Lungen strömte. Es war eine ebenso wundervolle Nacht wie an dem Tag, als er und seine Reiter stumm und in einer Linie aufgereiht vor den Toren von Pantikapeion auf ihren Pferden gesessen hatten.

Die ganze Nacht hatten sie nur dagessen und darauf gewartet bis die Griechen die Nerven verloren. Diese weibischen Griechen hatten sie für ausdauernd und hart gehalten, weil sie sich die gesamte Zeit über nicht bewegt hatten. Bei dem Gedanken lachte er still in sich hinein. Diese Narren. In Wahrheit hatten sie die ganze Nacht in ihren Sätteln geschlafen. Einer seiner Scharführer war dabei sogar aus dem Sattel gefallen. Selbst das hatte niemand von den Griechen bemerkt.

Ein Skythe konnte auch beim Reiten schlafen, das war für jemand der fast sein ganzes Leben im Sattel verbrachte kein großes Kunststück.

Er hörte Schritte neben sich und drehte sich zu Anarchis um, der zu ihm getreten war.

„Was für eine herrliche Nacht, nicht wahr, Bruder?“, begrüßte er ihn.

Schweigend starrten sie eine Weile in den Himmel, dessen tiefe, nachtblaue Farbe langsam begann dem rötlichen Farbspiel der Dämmerung zu weichen.

„Wieviele Verluste haben wir zu beklagen?“

„Scharführer Skopasis wird heute Nacht noch an seinen Wunden sterben, ansonsten läßt es sich verschmerzen. Kaum Tote, einige Verletzte. Die Opfer sind diesen Erfolg Wert.“

„Ja, Anarchis, das sind sie. Es ist wirklich ein großer Erfolg, den wir errungen haben. Aber der schönste Kampf steht uns erst bevor, denn noch ist Peripheistelos nicht geschlagen. Er und seine Festung werden hoffentlich ein würdigerer Gegner für unsere Wut sein. Gönnen wir den Kriegern ein paar Tage Ruhe bevor wir Kalamita vernichten. Verteil Wein und Weiber. Und achte darauf, dass nur derjenige eine Sklavin bekommt, der mir den Kopf eines Feindes vor mein Zelt legt.“

Auraxes setzte sich auf einen mit Greifenschnitzereien verzierten Klapphocker mit goldenen Beschlägen, den er vor sein Zelt gestellt hatte und der einem Mann seines Standes ziemte.

Zufrieden griff er nach einem hauchdünnen Glas, welches auf einem ebenso kunstfertig gearbeiteten Tischchen neben ihm stand. Beide Gegenstände waren vor wenigen Stunden noch im Besitz von Domesthenes gewesen. Genüßlich schenkte er sich neuen Wein ein und wartete auf seine Krieger, die ihm die Köpfe brachten.

Ein wenig stolz betrachtete er die zwei Stangen, die vor ihm in den Boden gerammt worden waren. Auf ihnen steckten die Köpfe zweier Fürsten, die ihn mit leblosen Augen anklagten. Sie waren gestorben, wie sie gelebt hatten. Das Gesicht von Domesthenes war zu einem ängstlichen und weinerlichen Ausdruck verzerrt, das von Poseidion nichtssagend. Selbst im Angesicht des Todes, hatte er es nicht geschafft seine Unscheinbarkeit zu überwinden.

Was für unwürdige Verlierer. Auf keinen Fall würde er ihre Hirnschalen mit Blattgold auslegen lassen und aus ihnen trinken. Dies gebührte alleine einem tapferen Gegner.

Im Gegensatz zu Domesthenes hatte Poseidion wenigstens den Mut aufgebracht und zu kämpfen.

Oder das was er für kämpfen hielt. Auraxes lachte laut auf. Er hatte keinen Moment daran gezweifelt, dass sie Pantikapeion und Theodosia bezwingen würden. Aber das es so leicht gegangen war, enttäuschte ihn ein wenig. Er liebte die Schlacht, den Geruch von Blut und das Schreien der Sterbenden. Aber einen Sieg ohne richtige Gegenwehr zu erlangen, war wie ein allzu williges Weib zu nehmen. Nicht schlecht, aber ein bißchen fade. Nicht einen Kratzer hatte er abbekommen. Er schämte sich beinahe dafür. Was sollten seine Krieger von ihm denken.

Er trank einen großen Schluck Wein und dachte mit Genugtuung an die letzten Tage zurück.

Wieder war er mit seinem gesamten Heer vor den Mauern von Pantikapeion aufgetaucht. Erschreckt hatte der Fürst von Pantikapeion versucht die Stadt so gut es ihm möglich war auf die Verteidigung vorzubereiten. Aber Domesthenes' Heermeister war tot und er selbst war dazu nicht in der Lage. Seine militärische Ausbildung ließ zu Wünschen übrig. Auraxes wußte dies und Domesthenes wußte, das er dies wußte. Er schlotterte vor Angst und Angst war immer ein guter Verbündeter für denjenigen der sie verbreitete.

Auraxes brauchte nichts weiter zu tun, als zu warten. Gelegentlich schickte er ein paar Kriegerscharen zu einem Scheinangriff vor, um die Furcht zu schüren. Ansonsten wartete er ab. Es würde sicherlich nicht lange dauern, bis der feige Fürst um sein Leben flehen würde. Dann würde es ein Leichtes sein ihn zu überlisten.

Drei Tage lagen sie bereits vor den Toren von Pantikapeion, als ihm seine Späher berichteten, dass sich aus Theodosia ein Entsatzheer auf den Weg gemacht hatte.

Er änderte seinen Plan. Wenn der Großteil der Streitmacht von Theodosia auf dem Weg hierher war, wer beschützte dann ihre Stadt? Wie dumm diese Griechen doch waren.

Im Schutze der Nacht zog er seine Truppen von Pantikapeion ab.

Sie hatten Lappen um die Fesseln ihrer Pferde gebunden, damit man das Stampfen der Hufe nicht hören konnte. Kein Stern war am Nachthimmel zu sehen und es war so dunkel wie in den Fluten des mächtigen Stromes Borysthenes.

Lautlos umrundeten sie das Heer von Theodosia und erreichten im Morgenrauen die schutzlose Stadt. Wie das Auftauchen von Gespenstern mußte das plötzliche Erscheinen der skythischen Streitmacht vor der Stadt auf die Bewohner gewirkt haben.

Entsetzen machte sich breit. Die wenigen verbliebenen Männer, die in der Lage waren Waffen zu führen, verriegelten die Tore und machten sich bereit für den ungleichen Kampf.

Als Auraxes die Rammböcke vor das Haupttor bringen ließ, steigerte sich das Entsetzen zur heillosen Panik. Mit den Rammböcken, die mit eisernen Spitzen versehen waren, rannten die dafür vorgesehenen Sklaven gegen das Tor an. Selbstverständlich benutzte er für dieses tödliche Unterfangen nicht seine eigenen, wertvollen Krieger. Von den Mauern aus versuchten die Verteidiger, die Träger der Rammböcke mit Pfeilen zu beschießen oder sie mit herabgeworfenen Steinen zu erschlagen.

Damit dies so selten wie möglich geschah, liefen neben den Trägern andere Sklaven, die sie mit Schilden schützten, während seine besten Bogenschützen einen Verteidiger nach dem anderen von den Mauern schossen.

Wieder und wieder krachten die wuchtigen Stämme der Rammböcke gegen das schwankende Tor. Es war absehbar, wann das Holz splintern würde. Verzweifelt stemmten sich die Bewohner mit Balken gegen das Tor und versuchten aus hastig herangebrachten Fuhrwerken und Karren Barrikaden zu errichten. Es nutzte alles nichts. Das Tor brach und mit ungezügelter Wildheit fielen seine Krieger über Theodosia her. Den kampferprobten Steppenkriegern hatten die Bürger der Stadt nicht viel entgegen zu setzen. Die Gegenwehr erlahmte schnell und bald war der Platz vor dem Stadttor übersät mit Leichen.

Poseidion, der sein tapferes Entsatzheer nicht begleitet hatte und in der vermeintlich sicheren Stadt geblieben war, hatte sich mit einer Handvoll Soldaten in den Palast im inneren Stadtbereich retten können. Dort verteidigte er sich mit dem Mute der Verzweiflung eines Mannes, der wußte dass sein Tod unabwendbar war. Er stand inmitten seiner Leibgarde und hieb mit seinem Kurzschwert ungelenk auf die ihn umkreisenden Skythen ein. Nein, er war gewiß kein großer Krieger, aber er würde sich auch nicht kampflös ergeben.

Auraxes kam herangeritten und sprang von seinem Pferd. Wie in jeder Schlacht war Anarchis auch diesmal nicht von seiner Seite gewichen. Gemeinsam traten sie dem bereits aus mehreren Wunden blutenden Fürsten entgegen. Auf einen Wink hin, zogen sich seine Krieger zurück. Schwer atmend ließ Poseidion sein Schwert ein wenig sinken. Er war das Kämpfen nicht gewohnt. Erschöpft blickte er dem gedrungenen, krummbeinigen Skythen mit den langen Zöpfen entgegen.

Der gnadenlosen Autorität und der sicheren Ausstrahlung nach, die von ihm ausging, konnte es sich bei ihm nur um den Anführer der Barbaren handeln.

So etwas wie ein Hoffnungsschimmer keimte in Poseidion auf, auch wenn ihm eine Stimme tief in seinem Gehirn sagte, das es dafür keinen Grund gab.

Vielleicht wollte ihn der Barbar ja schonen, immerhin war er der Herr dieser Stadt und somit als gleichgestellter Fürst zu behandeln. Gerade als Poseidion sein Wort an Auraxes richten und über die Übergabe der Stadt verhandeln wollte, befahl dieser seinen Kriegern mit einem häßlichen Grinsen die Bögen zu spannen. Das konnte doch nicht sein. Fassungslos starrte Poseidion auf die mit Pfeilen gespickten, niedersinkenden Körper seiner Soldaten, als Auraxes vortrat und ihm mit einem Streich seines Schwertes das Haupt vom Rumpf trennte.

Auraxes blickte hinüber zu Anarchis, der verächtlich auf den Leichnam vor seinen Füßen urinierte. Hatte dieser Hund ernsthaft geglaubt, das er am Leben bleiben würde? Belustigt schaute er seinem Kampfbruder zu, wie er seine Hose hochzog und den fürstlichen Kopf auf eine Stange spießte.

Sein hartes Lachen scholl durch die Straßen, als sie gemeinsam durch die Stadt sprengten. Wie früher in ihrer Jugend fegten die beiden Kampfbrüder Seite an Seite in gestrecktem Galopp neben einander her, so dass einige seiner Kämpfer zur Seite springen mußten. Soviel Spaß hatten sie lange nicht mehr gehabt.

Im Vorüberreiten gab er seinen Scharführern den Befehl alle Männer zu schlachten und die Frauen zu versklaven. Nur jeden Hundersten sollten sie herausführen und vor den Toren der Stadt dem namenlosen Kriegsgott opfern. Dem Gott gefiel es nicht, innerhalb der Stadtmauern zu speisen. Er ließ seinen Männern beim Abschlachten der Bewohner freie Hand und diese dankten es ihm mit einer Grausamkeit, die ihm gefiel.

Um die Beute würden sie sich später kümmern. Es gab niemanden mehr in der Umgebung von Theodosia, der sie ihnen streitig machen konnte.

Auraxes gönnte seinen Reitern nur wenige Stunden, um sich zu amüsieren.

Die Zeit drängte. Er wollte so zügig wie möglich dem Entsatzheer hinterher reiten, um ihnen mit einem Überraschungsangriff in den Rücken zu fallen. Noch wußte niemand vom Fall Theodosias und die Griechen würden daher nicht damit rechnen, dass ihnen gerade aus dieser Richtung Gefahr drohte.

Das griechische Heer mit seinem Troß und seinen Fußsoldaten kam nur langsam voran.

Auraxes schätzte, dass die Griechen für die Strecke von Theodosia nach Pantikapeion drei Tage brauchen würden. Für seine schnellen Reiter dagegen war es nur ein bißchen mehr als ein Tagesritt. Wenn sie sich beeilten, konnten sie bereits im frühen Morgengrauen angreifen.

Mit der Reitpeitsche trieb Auraxes seine Männer zur Eile an. Es dauerte keine Stunde, da stand sein Heer zum Abmarsch bereit.

Mit stolz erhobenem Haupt ritt Auraxes die langen Reihen seiner Reiterkrieger ab und es gefiel ihm was er da sah. Er sah Bruder an Bruder, Kriegerschar auf Kriegerschar. Eine gewaltige Armee, die ihm treu ergeben war und nur auf seine Befehle wartete.

Nichts konnte sich ihm in den Weg stellen. Er war sich ganz sicher, dass vor diesem furchtbar anzublickenden Heer noch ganz andere Herrscher als Peripheistelos zittern würden.

Mit einem rauhen Befehl gab er das Zeichen zum Losreiten und wie die verschiedenen Glieder eines einzigen Körpers setzte sich seine Reiterei in Bewegung. Erst in leichtem Trab, dann in immer schneller werdendem Galopp jagten sie über die Steppe, bis der Boden unter ihren Hufen bebte und der Himmel hinter ihnen braun wurde vom aufwirbelnden Staub.

Schauer der Wonne und der Allmacht liefen über den Rücken von Auraxes.

Der Wind zerrte an seinen langen Zöpfen und riß ihm beinahe seine Filzkappe vom Kopf.

Er blickte zu Anarchis, der der Spitze des riesigen Skythenheeres voranpreschte und seiner Freude mit wilden Schreien Ausdruck verlieh.

Der Ritt hatte seine Steppenreiter kaum ermüdet. Trotzdem hatte Auraxes sie ein wenig ruhen lassen. Auch wenn er sich seiner Sache ziemlich sicher war, wollte er kein Risiko eingehen. Seine Kämpfer sollten frisch und ausgeruht sein, wenn sie sich ins Schlachtgetümmel stürzten.

Das griechischen Heer, welches auf einer Hochebene das Nachtlager bezogen hatte, war nun ganz in der Nähe. Auraxes war in einem kleinen Bogen um sie herumgeritten, um beim Angriff die aufgehende Sonne im Rücken zu haben. Wieder hatten sie die Hufe ihrer Pferde mit Lappen umwickelt, damit sie nicht gehört werden konnten.

Als sie über das gerade erwachende Lager herfielen, waren sie in dem Glutball der über den östlichen Weltrand kriechenden Sonne schlecht zu sehen gewesen. Bis die Griechen bemerkt hatten, wer über sie herfiel, war es längst zu spät.

Sie ließen den überraschten Griechen kaum eine Chance. Etliche von ihnen verloren ihr Leben ohne auch nur ihre Waffen zur Hand genommen zu haben.

Wieder ließ Auraxes seinen Kriegern freien Lauf und wieder wüteten sie schrecklich unter den Griechen.

Nur wenige der griechischen Reiterei schafften es auf ihren Pferde zu entkommen.

Die zurückbleibende Infanterie hingegen war verloren. Ein kleines Häuflein hatte es gerade noch geschafft, sich zu einer schlecht geordneten Phalanx zu formieren. Aber das nutzte ihnen nur noch wenig. Ungestüm rannten die Skythen gegen die Schilde der Phalanx an und rissen große Lücken in sie, noch ehe sie die Speere ausgerichtet hatten. Die Lücken verbreiterten sich immer mehr, bis die Phalanx ihre Ordnung ganz verlor und die Phalangiten in den Nahkampf gezwungen wurden. Im Kampf Mann gegen Mann waren die Griechen hoffnungslos unterlegen und so war auch diese Schlacht nicht von langer Dauer.

Die Flüchtenden ließ Auraxes ihr Ziel Pantikapeion erreichen. Sie sollten die Furcht unter die Verteidiger bringen und das Gefühl des sicheren Untergangs noch steigern.

In Pantikapeion hatte man sich verwundert die Augen gerieben, als am Morgen die gesamte skythische Streitmacht auf einmal verschwunden war. Wie vom Erdboden verschluckt.

Nachdem auch am dritten Morgen nach dem unerwarteten Verschwinden der Skythen die schreckliche Bedrohung nicht zurückgekommen war, hatte sich zaghafte Hoffnung unter der Bevölkerung breit gemacht. Konnte es wirklich sein, dass sie noch einmal davon gekommen waren?

Domesthenes wollte bereits aufatmen, als am Nachmittag des dritten Tages die abgerissenen Soldaten aus Theodosia, die den Überfall überlebt hatten, in die Stadt einzogen. Die meisten von ihnen waren verwundet und allen von ihnen stand das nackte Grauen im verzerrten Gesicht.

Als einer der Soldat vor ihm stand und ihm mit stockenden Worten geschildert hatte, was geschehen war, ließ Domesthenes alle Hoffnung fahren. Er wurde noch bleicher, als er es ohnehin schon war und sein schwabbeliges Doppelkinn, wollte gar nicht mehr aufhören zu zittern. Die Armee von Theodosia fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. Mit welchen Dämonen mußten die Skythen im Bunde sein, das ihnen das gelungen war?

Das Entsetzen, das ihn überfiel, brachte ihn fast um den Verstand. Sein fettes Herz drohte auszusetzen. Er spielte mit dem Gedanken die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen und sich heimlich aus dem Staub zu machen. Wieder verachtete er sich selbst für seine Feigheit, auch wenn er versuchte sich einzureden, dass es sein gutes Recht war sein Leben zu retten. Er war der Fürst. Er mußte am Leben bleiben.

Auraxes ließ ihm nicht genügend Zeit, weiter über sein unrühmliches Vorhaben nachzudenken.

Das Geschrei der Wachen ließ Domesthenes aufschrecken und er eilte so gut es sein unförmiger Körper zuließ, zur Stadtbefestigung. Schwer keuchend langte er auf der Brüstung an, nur um einen Anblick zu sehen, der ihm entgültig den Mut nahm.

Aus Südwesten, aus der Richtung von Theodosia, näherte sich eine kaum zu überblickende Staubwolke. Von Horizont zu Horizont reichte ihre Ausdehnung. Nach und nach schälten sich verschwommene Gestalten aus dem Staub, bis jeder einzelne Reiter mit entsetzlicher Deutlichkeit

zu sehen war. Verwundert stellte Domesthenes fest, dass er gar nicht gewußt hatte, dass es so viele Menschen auf der Krim gab.

Um sich herum nahm er das Schreien seiner Offiziere wahr. Das Brüllen von Befehlen drang an sein Ohr, aber alles war seltsam gedämpft und berührte ihn kaum. Als ob eine gnädige Macht ihm das Verstehen ersparen wollte. Seine trüben, unter tiefen Speckfalten verborgenen Augen hatten Mühe die gesamte Tragweite der Geschehnisse zu erfassen, die sich da vor ihm auftrat. Ein einziger Gedanke beschäftigte seine gesamte Konzentration. Es ist vorbei.

In gemächlichem Trab ritt Auraxes an der Seite seines Kampfbruders auf Pantikapeion zu. Die Septembersonne schien noch einmal heiß und wie die meisten seiner Krieger hatte auch er seinen Ärmelrock mit der daranhängenden Kapuze abgestreift und trug nur seine Hosen. Über den langgeschäfteten Stiefeln aus Hirschleder hatte er seine goldenen Beinschienen angelegt. Auf seinem durchtrainierten, nackten Oberkörper waren die vielen Narben ebenso deutlich zu erkennen wie die Tätowierung eines geflügelten Greifen, der sich über seine sehnige Brust zu seiner rechten Schulter spannte. Die gleiche Tätowierung prangte an derselben Stelle am Körper seines Kampfbruders Anarchis. Der Greif gab ihrem Schwertarm Kraft und die Flügel an ihm ließen ihre Pfeile immer ins Ziel treffen.

Nur die wenigsten Skythen durften solche Tätowierungen tragen. Es war eine der erhabensten Auszeichnungen für Furchtlosigkeit, Wildheit und Entschlossenheit.

Das es Auraxes an keiner dieser Eigenschaften mangelte, konnte man auch seinen unnachgiebigen Gesichtszügen entnehmen...und an dem Gestell mit der aufgespannten Menschenhaut, das hinter ihm auf seinem Pferd befestigt war.

Auraxes ließ seine Reiter viermal schweigend die Stadt umkreisen, bevor er die abgeschlagenen Köpfe der griechischen Soldaten, die auf Stangen gesteckt waren, rings um die Stadt aufstellen ließ. Danach zogen sie sich in Sichtweite zurück und ließen die Drohung wirken.

Die ganze Nacht über lag Domesthenes zusammengekauert auf dem Boden seines Palastes. Er nahm kaum wahr, dass ihm Tränen über seine feisten Backen liefen. Er war ein Schöngest, Liebhaber der Jünglinge und Förderer der Künste. Das hier alles war viel zu viel für ihn. Er verstand diese Grausamkeit nicht. Er verstand nicht was dieser unheimliche Skythe von ihm wollte. Warum konnte er ihn nicht einfach in Ruhe lassen? Weshalb verschwand er nicht einfach wieder in der Vergessenheit der Steppe? Domesthenes wollte nicht sterben und schon gar nicht wollte er, dass seine Haut auf einen Rahmen gespannt wurde und als Trophäe herumgezeigt wurde, so wie sie es mit der Haut von Poseidion tat.

Es dauerte einige Zeit bis er wahrnahm, dass ihn jemand an der Schulter rüttelte. Der Hauptmann seiner Leibgarde war in den Raum getreten und versuchte ihn dazu zu bringen aufzustehen.

Noch länger brauchte Domesthenes, bis er verstand, dass ihm der Hauptmann versuchte zu sagen, dass der König der Skythen mit ihm verhandeln wollte. Als Domesthenes endlich verstanden hatte, was diese Nachricht bedeutete, hob er ungläubig seinen Kopf.

Hatte ihm Atropos, die Schicksalsgöttin, die den Lebensfaden abschneidet, einen Aufschub gewährt? Gab es eine Möglichkeit, das Schicksal welches sie ihm zugeordnet hatte, abzuwenden? Konnte er sein Leben vielleicht doch noch retten?

Hektisch brachte er seine Kleidung in Ordnung und versuchte die Spuren seiner Tränen so gut zu überschminken, wie es ging. Er wollte bei der entscheidenden Verhandlung keine allzu erbärmliche Figur abgeben. Wenigstens einmal in seinem Leben wollte er ein richtiger Fürst sein. Aufrechten Ganges schritt er durch die Gänge und sprach seinen erstaunten Männern Mut zu. Alles würde sich zum Guten wenden. Zuversichtlich wie lange nicht mehr, trat er an die vergitterte Sichtluke der Wachposten, von der aus man nach draußen blicken konnte. Direkt vor ihm stand Auraxes. Nur durch das Gitter voneinander getrennt blickte ihm der Skythe neugierig entgegen. Erschrocken wich Domesthenes einen Schritt zurück. So nah war er noch nie einem Barbaren gewesen. Er konnte jede

noch so kleine Einzelheit im Gesicht von Auraxes ausmachen.

Er sah die Unreinheit seiner Haut, das bartlose Kinn, die tiefbraunen, grünesprenkelten Augen und er erkannte den graumsamen Zug um seine schmalen Lippen, die sein harmloses Lächeln Lügen strafte. Domesthenes wunderte sich darüber wie klein der König der Skythen war. Er hatte ihn sich wesentlich größer vorgestellt. Domesthenes, selbst nicht gerade eine Riese, war mindestens ebenso groß wie er, aber im Gegensatz zu ihm konnte man bei jeder Bewegung des Barbaren das Spiel seiner Muskeln sehen.

Auraxes war alleine und unbewaffnet gekommen. Mit der Gelassenheit des Siegers eröffnete er das Gespräch. Er sprach ruhig und besonnen und auch wenn sein griechisch nicht besonders gut war, so war es doch einigermaßen verständlich. Abgesehen von seiner stinkenden Kleidung machte er eigentlich nicht den Eindruck eines unzivilisierten Barbaren. Er klang freundlich und seine unbeholfene Wortwahl machte ihn sogar fast ein bißchen liebenswert. Hätten sie sich nicht als Feinde gegenüber gestanden, Domesthenes hätte ihn wahrscheinlich sympathisch gefunden.

Und das Angebot, dass er Domesthenes machte hörte sich für seine Begriffe akzeptabel an, auch wenn er keinen Sinn dahinter entdecken konnte. Aber Domesthenes war so erleichtert, seine Stadt – und vor allem sich selbst – noch einmal retten zu können, dass es ihm völlig gleichgültig war, was Auraxes von ihm forderte. Hauptsache es handelte sich dabei nicht um seinen Kopf.

Auraxes wollte nichts weiter von den Bewohnern der Stadt, als das sie ihm binnen Tagesfrist alle Hunde und Katzen als Tribut aushändigten. Mehr nicht. Dann würde er sich zurückziehen und die Stadt sollte verschont bleiben. Der Fürst von Pantikapeion willigte nur allzu gerne ein, erschien ihm der Preis doch nicht besonders hoch zu sein im Vergleich zu seinem Leben.

Domesthenes war für seine Verhältnisse recht tapfer gewesen, wie er fand. Er hatte sich im Angesicht des Skythenkönigs aufrecht halten können und das Zittern seiner Stimme war kaum zu hören gewesen. Selbst seine Toga waren trocken geblieben.

Bemüht herrschaftlich dreinblickend rief Domesthenes die Oberhäupter der Gilden und seine Offiziere zusammen und erklärte ihnen den Ausgang der Verhandlungen. Er befahl ihnen dafür zu sorgen, dass alle Bürger der Stadt den Anweisungen Auraxes' nachkamen.

Kritische Stimmen, die nach dem Grund solch einer ungewöhnlichen Forderungen fragten und eine Teufelei welcher Art auch immer darin vermuteten, ließ er nicht gelten. Konnten sie nicht alle froh sein, dass ihr heldenmütiger Fürst solch günstige Bedingungen für einen dauerhaften Frieden ausgehandelt hatte?

Was war ihm denn auch anderes übriggeblieben?, dachte er resigniert bei sich. Hätte er sich weigern sollen? Das hätte das sichere Ende für alle hier bedeutet. Er erinnerte sich noch gut an die Ereignisse aus Phanagoreia, die ihm sein so bestialisch ums Leben gebrachter Heermeister erzählt hatte. Nein, sie hatten keine andere Wahl.

Als sie am nächsten Morgen alle Hunde und Katzen zusammengetrieben und den Skythen übergeben hatten, mußte Domesthenes mit vor Schreck geweiteten Augen feststellen, dass die Kritiker unter ihnen Recht behalten hatten.

Der Großteil der Bewohner von Pantikapeion hatte sich auf dem Wehrgang, der um die Stadt lief versammelt, um zu sehen, was die Reitern mit den Tieren vorhatten.

Kaum einer konnte sich vorstellen, was sie mit den Hunden und Katzen anfangen wollten. Die meisten gingen davon aus, dass sie den Barbaren als Nahrung dienen würden. Daher war niemand über die vielen kleinen Feuer erstaunt, die überall brannten.

Als aber die vor Vergnügen johlenden Skythen jedem einzelnen Tier ein Stück Leinen an den Schwanz banden und dieses dann anzündeten, gingen Aufschreie durch die Bevölkerung. Die Ersten hatten begriffen was dies zu bedeuten hatte. Wie ein nicht enden wollender, lebender Fackelzug strömten die brennenden Hunde und Katzen dorthin zurück, wo sie Schutz und Hilfe erwarteten. Zurück in die Stadt und in die Ställe in denen sie ihr Zuhause hatten. Durch etliche Schlupflöcher ergoss sich der Strom der gequälten Tiere und es dauerte nicht lange bis die ersten Rauchsäulen über der Stadt aufstiegen. Wenige Zeit später brannte Pantikapeion lichterloh.

Unter dem Gelächter der Skythenkrieger mußte Domesthenes mit ansehen wie seine Stadt in Flammen aufging.

Es war erst wenige Wochen her, seit dem die Skythen plötzlich und mit beispielloser Grausamkeit über das Land hergefallen waren. Die Unbarmherzigkeit mit der sie zuschlugen war kaum zu beschreiben und so war die Möglichkeit, dem allem entkommen zu können zu verlockend für Domesthenes gewesen. Die Hoffnung hatte ihn, wie so viele andere auch, blind und taub gegenüber der Wirklichkeit werden lassen.

Natürlich würden die Barbaren nicht einen von ihnen am Leben lassen.

Die Erkenntnis, dass dies wohl der letzte Fehler in seinem armseligen Dasein gewesen war, bohrte sich schmerzhaft in seinen zerflissenden Verstand.

Überall um ihn herum brach das Chaos aus. Aufgeregt rannten Menschen hin und her und versuchten erfolglos Löschketten zu bilden. Das Kreischen der Frauen schmerzte in seinen Ohren und das Geplärr der Kinder marterte sein Gehirn. Mit hängenden Schultern taumelte Domesthenes durch die Gassen und stierte in die überall auflodernden Brände.

Von weit her hörte er die verzweifelten Rufe. „Öffnet das Tor oder wir werden alle verbrennen“, schrien sie. Oder: „Schließt das Tor, die Barbaren werden über uns herfallen.“ Einerlei wie sie den Tod finden würden. Wenn er doch wenigstens das kleine bißchen Mut besessen hätte, um sich in sein eigenes Schwert zu stürzen.

Er bekam kaum mit wie Auraxes in Begleitung eines fürchterlich anzuschauenden Hünen zu ihm trat und ihn auslachte. Aus den Zügen des Skythen war jede Freundlichkeit gewichen. Nur Hass war darin zu sehen. Und ein wenig Vergnügen, als er sein Schwert anhob.

Kalamita, 23. September 312 v. Chr.

Eumenes aus Kappadokien trieb nun schon seit annähernd drei Dekaden Handel mit Elfenbein an den Küsten des schwarzen Meeres. Er war mit seinem Schiff in so manchen Sturm geraten und hatte sich nicht nur einmal gegen pontische Piraten zur Wehr setzen müssen. Von meuternden Matrosen und alles verschlingenden Seeungeheuern ganz zu schweigen. Alles hatte er mal gut, mal weniger gut überstanden. Weniger gut, wenn man die Augenklappe betrachtete, die er über der leeren Augenhöhle trug, die ihm ein Steit mit einem unzufriedener Handelspartner eingebracht hatte. Gut hingegen wenn man bedachte, dass er überhaupt noch einen Kopf besaß, aus dem sein anderes Auge mit wachem Blick schauen konnte. Er hatte es all die Jahre so genommen wie es gekommen war und sich nicht weiter darüber beklagt.

Heute jedoch konnte es durchaus sein, dass er Grund zur Klage bekommen würde. Der Hegemon war bekannt für seine Unbeherrschtheit und je nach Laune, konnte ihn die Nachricht die er zu überbringen hatte durchaus den Kopf kosten.

Nachdenklich drehte er die Münze, die auf der einen Seite den bärtigen Pan und auf der anderen Seite einen Greif mit darunterliegendem Stör abbildete, in seiner fleischigen Hand.

Neue Münzen dieser Art würden nicht mehr geprägt werden, denn diese Münze stammte aus Pantikapeion. Und Pantikapeion gab es nicht mehr.

Ihm war nicht wohl in seiner Haut, als er an Deck stand und seinen Matrosen zusah wie sie das Schiff an den starken Kaimauern von Kalamita festmachten.

Unkonzentriert regelte er die Formalitäten mit den Hafengebäuden und winkte dann eine Sänfte herbei, die ihn zum Palast von Peripheistelos bringen sollte.

Wirklich eine undankbare Aufgabe, die vor ihm lag, aber was er gesehen hatte, konnte er schlecht für sich behalten. Als er an den Stufen des Palastes angelangt war, wuchtete er seinen massigen Leib aus der Sänfte und übergab einem der schweratmenden Träger die pantikapeionische Drachme, nicht ohne sie mit einem letzten wehmütigen Blick bedacht zu haben. Er konnte es immer noch nicht recht glauben, dass Pantikapeion, ebenso wie Theodosia, nicht mehr existieren sollten. Zögerlich schritt er die sieben Stufen zum Eingang des schmucklosen Palastes empor. Die davor

stehenden Wachen hielten ihn mit überkreuzten Lanzen auf.

Er wurde nach seinem Namen und nach seinem Anliegen gefragt. Als er seinen Namen genannt hatte und um eine Audienz beim Hegemon bat, grinsten die Wachen belustigt. Wer er denn glaubte zu sein, fragten sie ihn. Und ob er wirklich dachte, dass der Herrscher von einer so geschäftigen Stadt, wie Kalamita eine war, nichts Besseres zu tun hatte, als sich mit den unbedeutenden Angelegenheiten eines Krämers zu beschäftigen. Sie dachten nicht im Traum daran ihn zu Peripheistelos vorzulassen.

Als er darauf drängte sofort mit dem Hegemon sprechen zu müssen, wurden sie ungehalten und drohten ihm mit Schlägen. Wohl oder übel mußte er ihnen erzählen, was er eigentlich nur Peripheistelos hatte erzählen wollen. Skepsis schlich sich in die Gesichter der Wachen, als er ihnen von den verwüsteten Küstenstädten berichtete, an denen er vorbeigesegelt war. Unsicher geworden, holte einer von ihnen nun doch einen Hofbeamten und auch ihm erzählte er, was er gesehen hatte. Dieser zeigte sich ganz und gar nicht so verstockt wie die Wächter. Im Gegenteil. Aufmerksam lauschte er Eumenes' Bericht und brachte ihn dann zu Larkon, dem Heermeister. Offensichtlich verfügte er über Kenntnisse, die den beiden Wachsoldaten vorenthalten wurde. Die Beiden wurden unter Strafandrohung zu absolutem Stillschweigen verdonnert, um einer Panik unter der Bevölkerung vorzubeugen.

Larkon führte ihn schweigsam, durch die kühlen, abweisenden Gänge des Palastes. Nichts hier erinnerte an die aufwendig gestalteten und lebendigen Paläste auf der gegenüberliegenden Seite des schwarzen Meeres. Alles vermittelte Strenge und Freudlosigkeit. Ein wahrhaft ungastlicher Ort. Eumenes wurde immer mulmiger zumute, je tiefer sie in das Gemäuer kamen. Endlich, vor einer massiven, streng bewachten Tür hieß Larkon ihn anhalten. Der Heermeister selbst ging hinein. Während Eumenes darauf wartete eingelassen zu werden, versuchte er den aufmerksamen Blicken der Wachen auszuweichen, die ihn mit ausdruckslosen Gesichtern musterten. Nach endlos erscheinenden Minuten öffnete sich die Tür und Larkon winkte ihn herein.

Eumenes betrat den zweckmäßig eingerichteten Raum und blickte unsicher um sich. Außer einem großen Tisch am Zimmerende der auf einem kleinen Podest stand und einigen ungemütlich aussehenden Stühlen, die ihn umstanden, war kaum Mobiliar zu entdecken.

Ein mit Schriftrollen überladenes Regal an der einen Wand, ein Waffenständer auf der anderen Seite. Sonst nichts.

Eumenes durchquerte den großen Raum und trat schwitzend vor den Hegemon, der am Tisch saß und dessen beeindruckende Person ihm zugewandt war. Neben Peripheistelos saß eine fast ebenso hochgewachsene Frau, die im Stile der Sarmaten gekleidet war. Selbst unter dem Schleier, der die obere Hälfte ihres kantigen Gesichtes verdeckte, war das kämpferische Blitzen ihrer blauen Augen nicht zu übersehen. Ihre Augen strahlten so hell, als ob sie sich durch das feingewebte Tuch hindurch brennen wollten.

Eumenes hatte noch nie eine Frau gesehen, deren Blicke so eindeutig den Tod versprachen wie diese hier. Unwillkürlich duckte er sich ein wenig, als sie ihren Kopf leicht wendete, um ihn genauer betrachten zu können. Die Goldbleche, die auf der Haube aufgenäht waren, die sie trug, und an den Seiten herunterhingen, klimperten dabei leise.

Bis auf die edel gearbeitete Kopfbedeckung trug sie keinerlei Schmuck und war auch ansonsten nicht so gekleidet, wie sich Eumenes eine züchtige Ehefrau vorstellte. Ihr Oberteil bestand aus enganliegendem, robustem Leinenstoff der mit orangenen Linien durchsetzt war. Ihre muskulösen Arme waren unbedeckt, so dass man die Tätowierungen in Form von sich ineinander verbeissenden Leoparden darauf erkennen konnte. Zur weiteren Verwunderung von Eumenes trug sie Hosen aus weichem Steinbockleder und hohe Stiefel. Das es sich bei ihr nicht um irgendeine Hetäre des Hegemon handelte war Eumenes sofort klar. Diese Frau war es gewohnt zu herrschen und sie machte nicht den Eindruck als ob sie eine sanftmütige Gebieterin war.

Peripheistelos hielt es nicht für nötig ihm die seltsame Frau vorzustellen. Stattdessen forderte er ihn ungehalten auf seinen Bericht zu beginnen. Seine Gesichtszüge verrieten Anspannung.

Mit zitternder Stimme erzählte Eumenes daraufhin, was er auch schon dem Hofbeamten zuvor erzählt hatte. Er sprach davon wie er mit seinem Schiff an der nördlichen Schwarzmeerküste entlang gefahren war, wie er es immer tat. Eumenes fasste sich so kurz wie möglich, denn er wollte keine Sekunde länger als nötig dem sezierenden Blick Peripheistelos' ausgesetzt sein. In hektischen Worten schilderte er was er gesehen hatte, als er an der Stelle vorbei gekommen war wo eigentlich die Stadtmauern von Pantikapeion hätten stehen müssen. Anstatt dem buntem Treiben am Ufermarkt, das ihn normalerweise erwartete, trieben ihm nun aufgequollene Leichen im Wasser entgegen. Es mußten so viele sein, dass selbst die gierigen Meerhechte etwas übrig gelassen hatten, weil sie bereits satt waren.

Vor lauter Furcht hatte er nicht gewagt anzulegen und nach der Ursache der Verwüstung zu schauen. Betreten war er weiter gesegelt, nur um in Theodosia das gleiche Bild präsentiert zu bekommen. Daraufhin war er so schnell es sein dickbauchiges Handelsschiff zuließ nach Kalamita gefahren um dem Fürsten Bericht zu erstatten.

Am Ufer hatte er immer wieder Reiter gesehen, von denen er glaubte Skythen darin erkannt zu haben. Sicher war er sich aber nicht, da er vorsichtshalber die küstennahen Gewässer verlassen hatte und daher nicht alle Einzelheiten hatte sehen können.

Als Eumenes seine Erzählung beendet hatte, wartete er mit furchtsam gesenktem Haupt auf die Reaktion des Fürsten. Die kam genauso wie er es erwartet hatte. Wie sonst hätte jemand reagieren können, der gerade die Nachricht bekommen hatte, das sein Reich um die Hälfte dezimiert worden war? Peripheistelos brüllte und tobte im Raum herum, stieß seinen Stuhl so heftig beiseite das er an der Wand zerbrach und verfluchte die Skythenbrut. Speichel sprühte von seinem Mund, als er bittere Rache schwor. Sein Kopf war puterrot angelaufen und er hatte sichtlich Mühe die Fassung wieder zu erlangen. Larkon, dessen Gesicht ebenfalls einen besorgten Ausdruck zeigte, bedeutete Eumenes mit einer Kopfbewegung, das es besser für ihn war, wenn er jetzt ging. Das mußte ihm der Heermeister nicht zweimal sagen. Mit einer hastigen Verbeugung und einem gemurmelten Abschiedsgruß machte er, das er schleunigst davon kam, noch ehe jemand auf den Gedanken kam in ihm einen Sündenbock gefunden zu haben.

Mit eiligen Schritten hetzte Eumenes durch die kahlen Gänge, verfolgt von den, durch das Gewölbe verzerrt klingenden Schreie des Hegemon, die sich anhörten, als kämen sie direkt aus dem Hades. Eine Gänsehaut nach der anderen lief über seinen breiten Rücken und er beeilte sich so schnell wie möglich zu seinem Schiff zu kommen. Im Hafen von Kalamita angelangt, verzichtete Eumenes darauf neue Waren an Bord zu nehmen.

Übereilt hieß er seine Männer die Leinen los machen und soviel Tuch zu setzen, wie sein Frachter hergab. Je schneller er aus Kalamita verschwand, desto besser. Wenn die Skythen über die Stadt kamen, wollte er schon längst auf der anderen Seite des schwarzen Meeres sein.

Peripheistelos brauchte lange bis er sich wenigstens so weit beruhigt hatte, dass er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte. Seine Gedanken beschäftigten sich vor allem mit der Unfähigkeit seiner -ehemaligen- Fürsten und der daraus resultierenden Konsequenz.

Es tat ihm sicherlich nicht leid um Poseidion und um Domesthenes schon gar nicht.

Das Domesthenes das Kriegshandwerk nicht beherrschte wußte Peripheistelos. Von Poseidion jedoch hätte er mehr Gegenwehr erwartet. Nun gut, die beiden Kretins waren tot. Seine Trauer hielt sich in Grenzen, aber als Zeichen für den Verlust - und dabei dachte er in erster Linie an die Soldaten, die ihm nun nicht mehr zur Verfügung standen- ließ er die Türme von Pantikapeion und Theodosia weiß beflaggen.

Er rief seinen obersten Hofbeamten zu sich und wies ihn an, Herolde auf die zentralen Plätze der Stadt zu schicken, um den Tod der Fürsten von Pantikapeion und Theodosia und die Umstände die dazu geführt hatten, bekannt zu geben.

Es war besser wenn gefährliche Nachrichten von offizieller Stelle und zensiert unters Volk gebracht wurden und nicht von den Marktschreiern.

Die Herolde wurden angehalten die Bedrohung so herunter zu spielen, das sie sich als eine Art belangloses Ereignis darstellte, welches ihr glorreicher Hegemon mit Leichtigkeit und in Kürze regeln würde. Die vollständige Vernichtung der beiden Städte und den bevorstehenden Skythensturm ließ er verschweigen. Das Letzte was Peripheistelos jetzt gebrauchen konnte war eine Massenpanik in Kalamita.

Als zusätzliche Verschleierungsmassnahme ließ er eine Sonderabgabe erheben, mit der die „Reparaturen“ von Pantikapeion und Theodosia bezahlt werden sollten. Somit konnte er sicher sein, dass sich die Bevölkerung über die neue Steuer das Maul zerriß und nicht um ihren drohenden Untergang.

Als der Hofbeamte den Raum verlassen hatte, um alles Nötige in die Wege zu leiten, richtete Peripheistelos seine Aufmerksamkeit wieder auf seinen Gast. Es galt nun den Gegenschlag vor zu bereiten. Dafür brauchte er starke Verbündete. Und genau deswegen hatte er die Sarmatenkönigin kommen lassen. Besser gesagt, er hatte sie gebeten zu kommen. Einer Frau wie Amagen befahl man nicht. Es sei denn es machte einem nichts aus, wenn man an ihr Pferd gebunden durch die Steppe geschleift wurde.

Peripheistelos schaute zu Amagen, die unbeteiligt am Fenster lehnte und hinaus schaute. Er ging zu ihr hinüber. Feuer bekämpfte man am besten mit Feuer.

Als der Kaufmann geendet hatte und sich unter vielen kriecherischen Bücklingen hinausgeschlichen hatte, war Amagen aufgestanden, hatte sich ans Fenster gestellt und hatte desinteressiert über die Stadt und das schwarze Meer geschaut, das im Hintergrund glitzerte.

Gelassen hatte sie abgewartet, bis sich die Raserei des Hegemon legte.

Dieser Teil der Geschichte ging nur den Fürsten an und nicht sie. Ihr ging es nicht darum, Peripheistelos zu helfen oder gar die griechischen Küstenstädte zu rächen. Nein, ihr Ziel war ein anderes. Endlich hatte sich für sie eine Möglichkeit ergeben, Auraxes aus der Steppe zu treiben. Sie war zu klein für Skythen und Sarmaten. Und für Amagen gab es keinen Zweifel, wem der Platz in der Steppe in Zukunft gehören würde. Sicherlich keinem Skythen. Deren Zeit war vorbei. Die neuen Herrscher der Krim waren die Sarmaten.

Mitleidlos schaute sie zu Peripheistelos hinüber, der sich jetzt einigermaßen gefangen hatte. Sie wunderte sich, wie es ein dermaßen schwacher Fürst geschafft hatte sich so lange in dieser rauhen Gegend zu behaupten. Als Herrscherin über ein solch kriegerisches Volk wie es die Sarmaten waren, war sie es gewohnt auch in größter Gefahr einen kühlen Kopf zu bewahren.

Anderenfalls würde er schon lange nicht mehr auf ihrem Hals sitzen. Ein Sarmate nutzte jede noch so kleine Schwäche seines Gegners, das hatten sie mit den Skythen gemein.

Daher hatte Peripheistelos sie und ihre Sarmaten gebeten, ihn zu unterstützen. Im Gegensatz zu ihm wußte Amagen genau, wie ein Skythe dachte und sie konnte sich gut vorstellen was Auraxes als nächstes vor hatte. Andererseits war es nicht wirklich schwer voraus zu sehen, das er als nächstes Kalamita angreifen würde. Immerhin hatte Auraxes bereits drei der vier Städte des griechischen Städtebundes in den Staub getreten.

Während die anderen Städte jedoch relativ leicht zu Fall gebracht werden konnten, verhielt es sich mit der Hauptstadt des Bundes entschieden anders. Kalamita war bestens befestigt und verteidigungstechnisch wesentlich günstiger gelegen und damit bei weitem nicht so wehrlos, wie die anderen Küstenstädte. Zudem verfügte Kalamita mit Larkon über einen hervorragenden Heermeister, dem ein gut ausgebildetes Heer unterstand. Trotzdem würde sich Kalamita nicht ewig gegen die unermüdlich ansturmenden Reiterhorden halten können. Das war wohl auch der eigentliche Grund warum sie hier war. Peripheistelos brauchte neue Truppen, denn seine eigenen hatten sich reichlich reduziert.

Das sich Auraxes mit einem planlosen Sturmangriff eine herbe Niederlage einhandeln würde, war auch dem ungestümen Herrscher der Skythen klar. Daher war Auraxes darauf angewiesen den Sieg auf andere Art zu erringen.

Da Auraxes nicht gerade ein großer Denker und Taktiker war und alleine bestimmt nicht auf eine brauchbare Idee kommen würde, wie man Kalamita ohne einen Frontalangriff bezwang, war dies die Schwachstelle die Peripheistelos gedachte auszunutzen.

Wie Amagen bereits erfahren hatte, war es Peripheistelos gelungen, Auraxes einen Verrat vorzugaukeln. Er hatte einen Vertrauten losgeschickt der Auraxes versprochen hatte, die Wachen unschädlich zu machen und nachts die Tore zu öffnen.

Zu weiteren Erklärungen war Peripheistelos bisher nicht gekommen, da sie durch den Bericht des Händlers unterbrochen worden waren. Während der Händler das Gesehene schilderte, war Peripheistelos' Gesichtsfarbe immer ungesünder geworden, bis sie schließlich in ein kräftiges Rot übergewechselt hatte und dann hatte er angefangen zu brüllen. Laut und ausdauernd. Amagen hatte nur die Hälfte verstanden, da sich seine Stimme ständig überschlagen hatte, und es war ihr auch egal. Noch ein paar Minuten und er würde wieder in der Lage sein seinen Plan weiter auszuführen. Amagen wartete. Ihr Blick blieb am Horizont hängen. Gerade verschwand die Sonne hinter schmutzigen Wolken und ließ die Linie, die Himmel und Wasser miteinander verband zu einem unansehnlichen Grau verschwimmen. Passend zur jetztigen Gemütslage des Hegemon.

Die Stimmung schlug schnell um am Meer.

Allem Anschein nach hatte sich Peripheistelos jetzt endlich beruhigt. Sein Gang glich einer waidwunden und darum um so gefährlicheren Raubkatze, als er zu ihr herüber kam und sich an die andere Seite des Fensters stellte. Eine zeitlang stand er nur da und schaute hinunter auf seine Stadt, ohne ein Wort zu sprechen. Dann, nach einem kurzen Räuspern, löste sich sein Blick aus der Ferne und kam zurück in die Gegenwart. Seine eisgrauen Augen hatten den Ausdruck von klirrendem Frost angenommen und die kalte Entschlossenheit die darin zu sehen war, machte Amagen zum ersten Mal bewußt warum Peripheistelos über die Krim herrschte.

Peripheistelos fixierte sie und ein unangenehmer Schauer lief über ihren Rücken.

Sie bemühte sich es sich nicht anmerken zu lassen. Schwäche zu zeigen, gehörte nicht zu den bevorzugten Eigenschaften einer sarmatischen Königin.

Peripheistelos' Tonfall war gepresst und er war sichtlich darum bemüht seinen Zorn zu unterdrücken, um ihn nicht an Amagen auszulassen. Er brauchte jetzt einen klaren Verstand und er durfte seine Verbündete nicht mit seinem Jähzorn vergraulen. Nicht sie war Schuld an den unerfreulichen Ereignissen der vergangenen Wochen. Er nahm sich zusammen und versuchte ein Lächeln auf seine Lippen zu zwingen.

Amagen schaute ihn erwartungsvoll unter ihrem Schleier hervor an, den sie nur trug wenn Krieg herrschte. Peripheistelos fasste dies als Aufforderung auf und richtete das Wort an sie.

„Wo war ich vorher stehengeblieben, Königin Amagen?“ Bewußt redete er sie mit ihrem Titel an, um ihr zu zeigen, dass er sie als gleichberechtigt ansah. Insgeheim hielt er sie natürlich für eine schmutzige Barbarin, deren Dienste man sich bediente, wenn man sie brauchte. Nur mußte man es bei ihr ein wenig geschickter und freundlicher anfangen, um ihren Stolz nicht zu verletzen.

„Du warst dabei mich in die Teile des Planes einzuweihen, an dem ich und meine Krieger in die Schlacht eingreifen, bevor der Bote die schlechten Nachrichten überbrachte.“

Ein unwilliger Schatten huschte über das Gesicht von Peripheistelos, doch er hatte sich schnell wieder im Griff.

„Richtig.“ Peripheistelos ordnete seine Gedanken und erklärte Amagen was er von ihr erwartete.

„Während Auraxes in der Annahme, die Stadt würde ihm im Schlaf in die Hände fallen in die Stadt eindringt, wartest du mit deinen Reitern am Rande der Stadt unterhalb der Festung. Sobald er bemerkt, dass er in eine Falle geraten ist und sich zurückzieht, wirst du ihm bei seiner kopflosen Flucht in die linke Flanke fallen. Larkon hat sich währenddessen mit seiner Reiterei im Dunkel der Nacht durch die Nebentore hinausgeschlichen und wird Auraxes von der rechten Seite her angreifen, so dass wir ihn in die Zange nehmen werden. Ich will keine Gefangenen in dieser Schlacht. Töte jeden Skythen, den du kriegen kannst und bring mir den Kopf von Auraxes.“

Amagen brauchte nicht lange nachzudenken, um sich dazu zu entscheiden, dieses Bündnis einzugehen. Sie zweifelte nicht im Mindesten daran, dass der Schwachkopf Auraxes auf den plumpen Trick hereinfallen würde und das Risiko die ungedeckte Flanke der fliehenden Skythen anzugreifen, hielt sie für vertretbar. Zumal Sarmaten eh die besseren Kämpfer waren.

Amagen schaute Peripheistelos durch ihren Kriegsschleier hindurch an und hielt seinem Blick spielend stand.

„Gut, Peripheistelos. Ich bin einverstanden an der Seite der Griechen in den Krieg gegen Auraxes zu ziehen. Doch meine Krieger kämpfen nicht nur aus der Freude am Skythentöten. Sie brauchen zu essen und trinken wie jeder andere Soldat auch. Sie brauchen Platz um ihre Pferde weiden zu lassen. Und sie brauchen Gold, um ihren Frauen zu gefallen. Was wird also unser Lohn sein für die Unterstützung, die wir dir gewähren?“

Mit Genugtuung sah sie, wie Peripheistelos seine Empörung herunterschluckte. Was hatte er gedacht? Das sie das Leben ihrer Männer für ein warmes Lächeln des Hegemon aufs Spiel setzte. Aus reiner Gefälligkeit? Sie wußte genau, dass Peripheistelos ihre Dienste brauchte. Und jeder Dienst hatte seinen Preis. Egal was er ihr anbot, sie würde sein Angebot annehmen.

Sie dachte sowieso nicht daran sich damit zufrieden zu geben. Peripheistelos war geschwächt, der Städtebund am Ende und auch die Skythen waren so gut wie besiegt. Warum sollte sie sich mit ein bißchen Gold und den Weidegründen, die ihr ihrer Meinung von vorne herein zustanden, abspesen lassen? Amagen hatte längst beschlossen, dass es für den Hegemon viel teurer werden würde, als er es sich gedacht hatte.

Peripheistelos kochte innerlich beinahe über, angesichts der unverschämten Forderungen der Sarmatenkönigen. Aber ihm blieb keine andere Wahl. So machte er ein versöhnliches Gesicht und im Grunde genommen fiel es ihm nicht einmal besonders schwer. Wenn alles so lief wie er es geplant hatte – und daran bestand kein Zweifel – würde Amagen nicht dazu kommen ihren Lohn einzustreichen. Larkon hatte diesbezüglich bereits eindeutige Anweisungen erhalten.

„Dann ist es abgemacht, Amagen. Nach gewonnener Schlacht wirst du und deine Sarmaten den Platz von Auraxes in der Steppe einnehmen. Dir gehören die Weidegründe der Krim und ihr könnt alles behalten, was ihr bei den Skythen erbeutet. Zusätzlich wiege ich den Kopf von Auraxes und seinem Kampfbruder in reinem Gold auf.“

Peripheistelos streckte ihr die Hand hin.

„So ist es, Hegemon. Die Sarmaten halten sich für dich bereit“, sagte Amagen mit hintergründigem Lächeln und schlug ein.

Ihr fester Händedruck schmerzte ihn noch lange nachdem sie den Raum verlassen hatte.

Kalamita, 24. September 312 v. Chr.

Als die Nachricht vom Tod der Fürsten die Runde machte, war Hyridias klar, dass der Angriff der Skythen auf Kalamita kurz bevorstand. Während die Bevölkerung nicht recht wußte wie sie die Nachrichten auffassen sollte und sie von vagem Unbehagen erfasst wurde, breitete sich in Hyridias' Brust eine kalte Ruhe aus, die seine Pein ein wenig linderte. Hyridias hatte in Phanagoreia gesehen, wie gut die Skythen ihr grausiges Handwerk beherrschten. Daher machte er sich keine Illusionen darüber, was an diesem Tag geschehen würde.

Er hatte nicht die geringste Hoffnung bei dem bevorstehenden Kampf zu den Überlebenden zu zählen. Und warum auch? Seine Tage waren grau und leer geworden und er wußte genau wer daran die Schuld trug. Hyridias hatte die Grenze zwischen Leben und Tod längst überschritten. Er war bereit, mit dem Fährmann über den Totenfluß Styx zu fahren. Vorbei an dem dreiköpfigen Hund Zerberus und dann hinab in den Hades. Aber er würde nicht alleine gehen. Auch der verhasste Skythe mit dem wulstigen Brandmal an der Stirn würde den Sturm auf Kalamita nur so lange überleben, um zu sehen wie sein herausgerissenes Herz in der Hand von Hyridias seinen letzten Schlag tat.

Stoisch traf Hyridias die letzten Vorbereitungen.

Sorgfältig schärfte er sein Schwert. Außerdem besserte er seine Sandalen aus, denn er hatte schon so manchen Soldaten sterben sehen, weil er über seine zerfledderten Schuhe und ins gegnerische Schwert gestolpert war. Liebevoll malte er den Namen seiner Frau auf den frisch gefetteten ledernen Brustharnisch. Der Skythe sollte sehen können, wem er seinen Tod zu verdanken hatte. Den Göttern opferte er nicht, sie hatten sich seiner Meinung nach schon zuviel genommen. Als alles Nötige getan war, setzte er sich in seine Kammer und wartete. Ein befreites Lächeln überzog sein Gesicht. Endlich würde er dem Mörder seiner Frau und seiner Kinder gegenüber stehen und ihn für deren Tod bezahlen lassen. Das Sterben würde qualvoll für den Skythen sein und für Hyridias eine Erlösung.

In der Steppe bei Kiiw, 2521

Es dauerte beinahe 6 Mondphasen, bis die Späher berichteten, dass sich der Zug wieder den Ebene näherte. Yvoolka war während dessen nicht untätig gewesen. Im Verborgenen hatte er Unfrieden gesät, Gerüchte verbreitet, Intrigen gesponnen.

Nicht wenige waren seither der Überzeugung, dass man den heiligen Mann nicht mehr brauchte. Er war lange weg gewesen und trotzdem hatten die Konjuus und Frauen Kinder geboren.

Niemand war verhungert und die Götter waren nicht zorniger als üblich gewesen.

Die Skythii hatten gelebt, wie sie es seit vielen Geburtszyklen der Konjuus getan hatten und das war nicht das Verdienst von Lazarus gewesen.

Trotzdem wollten zumindest Lazarus' Sohn und seine Anhänger die Befreiung des nicht mehr ganz so heiligen Mannes wagen.

Yvoolka ließ sie gewähren. Je mehr von ihnen bei dem Versuch starben, desto besser für ihn.

Gleichzeitig mit dem Zug kamen die Brände über die Steppe und Yvoolka sah darin ein Zeichen der Götter. Sie wollten Lazarus nicht zurück.

Die wenigen Skythii die noch treu zu Lazarus standen, waren nicht ausreichend, um ihn in einem offenen Kampf zu befreien. Sie griffen zu einer List und die List schlug fehl.

Vytootas, der den Befreiungstrupp angeführt hatte, wurde mit seinen Männern in einem der Forts, die zum Schutz gegen die gefürchteten Reiter gebaut worden waren, überrumpelt und gefangen genommen.

Yvoolka freute es dies zu hören.

Lazarus gelang es, das Blatt zu wenden und den Zug zu erobern. Doch seine Krieger waren zu ungeschickt. Sie wußten nicht wie man einen Zug steuert und so waren sie zu schnell geworden.

Der Zug war in einer Kurve entgleist und die darin deponierten Gasflaschen, die das Bunkertor von Kiiw aufsprengen sollten, explodierten und rissen alle in den Tod, die sich in dem Zug befanden.

Nur ein schlaksiger Mann in seltsamer Kleidung und mit auffallend blondem Haar, taumelte schwer verletzt durch die Trümmer. Er schien verrückt geworden zu sein. Seine rechte Hand blutete stark und er ging den gebückten Gang eines Menschen, der sich mindestens eine Rippe gebrochen hat.

Immer wieder wurde er vor Schwäche bewußtlos. Irgendwann bückte er sich. Vor ihm lag Lazarus und lachte. Er war voller Blut, weil ihn ein gesplitteter Eisenträger aufgespießt hatte. Der Mann ging in die Knie und erdrosselte ihn mit nur einer Hand.

Warum er das tat, konnten Yvoolkas Späher nicht sagen. Es war Yvoolka auch egal. Yvoolka war zufrieden. Er hatte es gewußt. Lazarus war nicht unsterblich.

Seine Späher wollten den blonden Mann töten, aber der Steppenbrand kam gefährlich nahe. Sie mussten sich selbst in Sicherheit bringen.

Was aus dem Mann geworden war, der sich schwerfällig erhoben hatte und versuchte vor der anrollenden Flammenwand zu fliehen, konnten sie nicht sagen. Wahrscheinlich war er verbrannt.

Nach der Nachricht vom Tod des heiligen Mannes, gab es nur noch eines für Yvoolka zu tun, damit

wieder alles so sein würde wie früher.

Er beschloss, den Sohn von Lazarus mit dem ersten Konjuu reiten zu lassen.

Er rief alle Alphas der Herden zusammen. Bei der Versammlung gab er Lazarus' Sohn die Schuld für dessen Tod. Ohne seine Rechtfertigungen abzuwarten, nahm Yvoolka den heiligen Stab aus dem Köcher aus rotgefärbtem Konjuuhaar und verbrannte ihn vor aller Augen zu Asche. Starr vor Entsetzen, blickten die Alphas auf die Überreste dessen, was einmal ein Mensch gewesen war. Sie fielen in den Staub der Steppe und gehorchten Yvoolka widerspruchslos. Die Götter waren erneut an seiner Seite.

Schwarzmeerküste, 3.Oktober 312 v.Chr.

Es war soweit. Marb'ot stand am kiesigen Ufer und schaute Auraxes und seinem Schoßhund Anarchis hinterher. Gerade hatte ihm der König der Skythen „befohlen“ alles Nötige für den Verrat in die Wege zu leiten, da der Angriff auf Kalamita in zwei Tagen statt finden sollte.

Hochmütig und siegessicher hatte Auraxes dreingeblickt, als er die Versicherung von Marb'ot entgegen genommen hatte, dass alles wie geplant laufen würde. Und das tat es. Alles lief nach Plan. Nach Marb'ots Plan. Doch in diesem hatte jemand wie Auraxes keinen Platz, ebenso wenig wie Peripheistelos. Sollten sich die Oberflächenkriecher gegenseitig die Köpfe einschlagen. Der lachende Dritte würde er sein.

Als Marb'ot sicher sein konnte, dass Auraxes ihn nicht mehr sehen konnte, schritt er in die immer heftiger anbrandenden Wellen der stürmischen See und klatschte mit der flachen Hand dreimal auf das Wasser.

Der Seewind hatte aufgefrischt und zerrte an der meergrünen Kutte des Hydriten. Nicht lange und es würde anfangen zu regnen. Ab dem ersten Regentropfen dauerte es in aller Regel nicht mehr lange bis sich der Wind zum heulenden Sturm steigerte, um dann die Wellen mit voller Wucht gegen das Ufer zu peitschen. Die Herbststürme konnten recht unangenehm werden am Schwarzen Meer wenn man an Land blieb. Die armen Skythen würden wohl nass bis auf die Haut werden auf ihrem Nachhauseweg, dachte Marb'ot schadenfroh.

Dort wo er hinging spielte das Wetter der Oberfläche keine Rolle. Der Wellenschlag reichte nie bis nach Martok'shir'gad. Tief am Grund des Meeres war es immer dunkel und ruhig. Der Gezeitenstrom war in diesem Teil des schwarzen Meeres kaum zu spüren, da ihn die steil ins Wasser abfallenden Ausläufer der Krimhalbinsel als vorgelagerte Unterwasserberge an der Stadt vorbeilenkten. Die Mar'oshydriten hatten die Stadt auf den Namen Martok'shir'gad getauft, was in ihrem Idiom „Die neuerwachte Stadt des Martok'aros“ hieß. Damit wollten sie dem großen Martok'aros und seiner von dem verfluchten Pozai'don zerstörten Hauptstadt Martok'shim're die Ehre erweisen, die ihm gebührte. Auch wenn es nur noch wenige gab die sich an dieser Wertschätzung erfreuten. Die Weltmeere waren leer an aufrechten, fleischfressenden Hydriten geworden, seitdem Ei'don den Frieden gepredigt hatte. Nach der Vernichtung von Martok'shim're und seinen Satellitenstädten durch den Molekularbeschleuniger-der Friedenswaffe, wie ihn die Algenfresser nannten- hatten sich die meisten Mar'osanhänger in alle Wasser zerstreut. Ängstlich, gejagt und ihrer Heimat und Ideale beraubt, waren sie zu Einzelgängern geworden, die keinem anderen Hydriten mehr trauten. Marb'ot hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sie wieder zu einen und zu neuem Glanz zu führen.

Noch waren sie Wenige, aber es sprach sich herum in den Ozeanen. Von Strömung zu Strömung wisperte es. Vom Pazifik bis zum Atlantik, von der Beringsee bis zum Südmeer hörte man es raunen. Ein neues Reich war im Begriff zu entstehen. Und es war kein Reich welches Eid'on gefallen hätte. Martok'shir'gad sollte erst der Anfang sein. Zur Zeit war sie noch die einzige Zuflucht vor den Torl'kan'arta, den Spürtrupps der Eid'onanhänger. Aber Marb'ot war zuversichtlich. Fast jede Mondphase kamen jetzt neue Mar'osianer, die der Sache des neuen Reiches dienen wollten. Bald würden sie wie ein Tsunami über die Städte der Eid'onjünger

hereinbrechen. Martok'aros' kriegerischer Stern würde heller denn je erstrahlen. Dicht neben Marb'ot stach ein mannslanges, knöchernes Schwert senkrecht durch das plötzlich aufschäumende Wasser, das aus dem Oberkiefer eines in die Höhe springenden Soord'finn ragte und unterbrach seine Überlegungen. Der majestätisch aus dem Wasser schnellende, stromlinienförmige Körper mit den blau metallisch schimmernden Schuppen brachte Marb'ot wieder in die Gegenwart zurück. Ohne seinen Herrn zu berühren, tauchte der große Kampfisch knapp am Körper des Hydriten vorbei, zurück in die Fluten. Marb'ot taucht ebenfalls ab und schaute in die tellergroßen, ausdruckslosen Augen seines Reittieres, das unterhalb der Wasserlinie auf ihn wartete. An dem langen, eckigen Schädel war ein Zaumzeug befestigt, von dem der Zügel lose herab hing, welchen Marb'ot mit einem geübten Griff über den Kopf des Fisches zog. In der gleichen Bewegung schwang er sich auf den Rücken und hieb die Hacken in die Flanken des mächtigen Tieres. Sofort schoß es los und zog seinen Reiter mit hinab in die Tiefe des schwarzen Meeres. Hinab nach Martok'shir'gad.

Während sie immer tiefer in das lichtlose Dunkel vordrangen, verließ sich Marb'ot ganz auf die Instikte seines Soord'fins, der den Weg in die Stadt kannte. Hier unten konnte selbst er, der das Dämmerlicht der Ozeane gewöhnt war, nicht weiter als bis zu seiner vorgestreckten Hand sehen. Es dauerte einige Zeit bis sich das trübe undurchdringliche Dunkel lichtete und einem sanften Leuchten Platz machte. Der Hydrit schaute nach unten, auf die mit bionetischen Leuchtalgen überzogenen Dächer seiner Stadt, von denen das schummrige Glosen ausging, das die Szenerie beleuchtete. So etwas wie Stolz überkam ihn, auch wenn der Anblick im Grunde genommen beschämend war. Je näher er den Gebäuden von Martok'shir'gad kam, desto deutlicher konnte er den Verfall sehen, der sich im Lauf der Jahrtausende ausgebreitet hatte.

Marb'ot grämte sich nicht darüber. Natürlich war ihm bewußt, dass sich ein Imperium, wie er es im Sinn hatte, nicht innerhalb weniger Umläufe errichten ließ. Immerhin gingen die Instandsetzungsarbeiten zügig voran und die Kasernen mit den einfachen Unterkünften für die Krieger und die davor gelegenen Kampfübungsplätze waren bereits fertiggestellt. Durch Zufall war er einst auf die verlassene Stadt gestoßen, als er auf der Suche nach Gleichgesinnten und Schutz vor den umherschweifenden Trupps der Torl'kan'arta durch die Weltmeere zog. Er wußte nicht, wie die Stadt früher geheißen hatte, aber er war sich sicher, dass sie seinerzeit von den Eid'onjüngern erbaut und in der Zeit des langen Krieges von seinesgleichen zerstört worden war.

Der Entschluß war in Marb'ot gereift von hier aus den Kampf gegen die verhassten Eid'onisten zu organisieren. Er empfand es als ein gutes Zeichen, das Zentrum des Widerstandes auf den Leichen von Eid'ons Brut zu errichten. Ausführlich hatte der Mar'oshydrit die Ruinen erkundet und alles was ihm brauchbar und nützlich erschienen war zusammengetragen. Es dauerte nicht lange und er kannte sich bestens aus in den zerfallenen Bezirken der sternförmig angelegten Stadt.

Seine gute Ortskenntnis war damals der entscheidende Vorteil gewesen als ein kleiner Trupp von Eid'ons Häscher unvermittelt in der Stadt aufgetaucht war. Aus Verstecken heraus hatte er einen nach dem anderen von ihnen aus dem Hinterhalt niedergemacht und sich anschließend an ihrem Fleisch satt gefressen.

Als der Spähtrupp nicht zur Basis zurückkam und auch ein weiterer, der nach ihm suchen sollte, ebenfalls spurlos verschwand, wurde das schwarze Meer, als Blinddarm der Ozeane, an der Meerenge des Bosphorus abriegelt und von dem Befehlshaber der Torl'kan'arta kurzerhand zur Sperrzone erklärt.

Hinter vorgehaltener Flossenhand wurde nun den Hydritenkindern die schrecklichsten Märchen von Ungeheuern, die im schwarzen Meer ihr Unwesen trieben und die am liebsten ungezogene Kinder fraßen erzählt, wenn diese nicht gehorchen wollten.

Doch einigen unerschrockenen Mar'oskriegern, die mehr hinter den Schauergeschichten vermuteten, gelang es immer wieder die Bosphorussperre zu umgehen, um nach dem wahren Grund der Abriegelung zu forschen. Marb'ot hatte den inneren Bereich der Stadt unterdessen mit einem

Labyrinth aus heimtückischen Fallen gesichert. Wie die Muräne in ihrer Höhle saß er dort und sammelte die Krieger ein, die sich darin verfangen hatten. Wer nicht bereit war sich ihm bedingungslos unterzuordnen, wurde getötet und gefressen. So kam es, dass seine Schar weiter und weiter wuchs und es schließlich zu einer stattlichen Anzahl gebracht hatte. Zusätzlich schickte er immer wieder Botschafter hinaus in die Weltmeere um die Nachricht zu verbreiten, dass den Mar'osianern eine neue Heimat erstand.

Marb'ot hatte mittlerweile den bereits ausgebauten Bereich von Martok'shir'gad erreicht, der sich im Mittelpunkt der sternförmigen Stadt befand. Der freie Platz auf dem früher der prächtige Regierungspalast gestanden hatte, war längst umfunktioniert worden. Jetzt standen dort die Kasernen und die Ställe für die Kampffische und Jagdquallen. Emsiges Treiben herrschte auf dem weiträumigen Platz, der von flach angelegten Hügeln hell strahlender Leuchtalgen eingefasst war. Junge Mar'oskrieger hielten Kampfübungen ab oder befassten sich mit dem Reitraining ihrer Soord'finns. Erst vor einigen Umdrehungen war eine kleine Rotte neuer Krieger eingetroffen, die sich bereits beim Ausbessern des Gezeitenkraftwerkes nützlich machten, das die Stadt mit Energie versorgen würde, sobald es wieder einsatzbereit war.

Die einsturzgefährdeten, einst liebevoll mit Korallen dekorierten Prachtbauten entlang der vom Stadtkern nach allen Seiten ausstrahlenden Alleen waren abgerissen worden und hatten einfachen Gebäuden Platz gemacht. In ihnen waren funktionale Einrichtungen wie die Feldküche oder die Waffenschmiede untergebracht worden.

Über allem spannte sich ein kaum zu sehendes, aber äußerst stabiles Netz aus dünn gedrehtem Tang, um Angriffe von oben abzuwehren. Im dreidimensionalen Raum mußte man in alle Richtungen Verteidigungsmassnahmen treffen.

Alles entwickelte sich zu Marb'ots vollster Zufriedenheit. Doch auch wenn er inzwischen weit gekommen war und etwas mehr wie hundert Getreue um sich geschart hatte, war sich Marb'ot bewußt, dass es noch viel zu tun gab. Bisher waren sie viel zu Wenige und mit den bescheidenen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, würde er noch lange brauchen, um sein Ziel- die Vernichtung der Algenfresser- zu verwirklichen.

Aber der Hass, der sich in ihm breit machte und in seinen roten Augen glühte, wenn er an die Zerstörung von Martok'shim're, der Hauptstadt des alten Reiches, dachte, gab ihm jedes Mal neue Kraft sein Werk fortzusetzen. Zwar war es lange her, das sie von Pozai'don pulverisiert worden war und er war zum Zeitpunkt der Katastrophe noch lange nicht geboren worden. Aber man hatte den Hass unter den Mar'osianern aufrecht erhalten und schon als kleiner Mar'oshydrit lernte man, das die Vernichtung von Martok'shim're gerächt werden mußte.

Um dieses Ziel zu erreichen, konnte er keine Störungen gebrauchen, wie sie seit einiger Zeit von den Lungenatmern ausgingen. Sie breiteten sich immer mehr aus und wurden dadurch zu einer ernst zu nehmenden Bedrohung für die kleine Gemeinde der Mar'oshydriten. Selbst auf dem Meer war man nicht mehr vor Entdeckungen sicher seitdem Peripheistelos versuchte mit seiner Kriegsflotte die Küsten des schwarzen Meeres unter seine Herrschaft zu zwingen. Das Letzte was Marb'ot bei der Verwirklichung seiner Pläne gebrauchen konnte, war, dass sie von den Menschen entdeckt wurden und als Monster verfolgt und getötet oder in Gefangenschaft gerieten und zur Belustigung der Zuschauer auf den Märkten ausgestellt wurden.

Er hatte daher beschlossen in die Offensive zu gehen und die Streitigkeiten der Oberflächenkriecher für sich zu nutzen. Dieses Ungeziefer, das sich für die Krönung der Schöpfung hielt, mußte ein für alle mal aus dem Küstenbereich verschwinden. Es war allerdings nicht ungefährlich sich den wenigen Menschen, die er manipulieren mußte, zu zeigen, auch wenn ihn seine Kutte und die Lüge über die Marssekte, der er als Galateion vorstand, dabei schützte.

Marb'ot wußte dass er sich keinen noch so kleinen Fehler erlauben durfte, sonst war alles, was er sich die vergangenen Umläufe aufgebaut hatte in Gefahr. Sollte seine Tarnung auffliegen, würde er daher keinen Moment zögern den Entdecker mit seinem Blitzstab zu vernichten. Skrupel waren jedem Anhänger des großen Mar'os fremd. Allein der Stärkere hatte das Recht weiter zu leben.

Als Marb'ot den Kasernenplatz erreicht hatte, stieg er von seinem Kampffisch und ließ sich von seinem höchsten Rottenführer Pagr'ol eine große, spiralförmige Muschel reichen, in die er kraftvoll hineinblies. Die dumpfen Schallwellen die sich daraufhin nach allen Seiten ausbreiteten, waren durch die gesamte Stadt zu hören und zu spüren. Jeder Mar'osianer ließ beim Klang der Versammlungsmuschel seine Arbeit ruhen und begab sich umgehend auf den zentralen Platz auf dem sie von Marb'ot ungeduldig erwartet wurden. Er hatte sich auf einen Arbeitsrochen gestellt und war mit ihm ein wenig in die Höhe geschwommen, damit ihn auch die hintersten in der Menge gut sehen konnten. Nachdem auch der letzte Hydrit erschienen war, erhob Marb'ot seine kräftigen Arme und verschaffte sich mit dieser Geste Gehör unter seinen erwartungsvoll zu ihm aufschauenden Getreuen.

„Krieger des großen Mar'os. Endlich ist der Tag gekommen an dem wir uns die lästigen Oberflächenkriechern vom Hals schaffen werden.“, klackte er in die Menge.

„Hungert eure Soord'finns aus, damit sie gierig auf den Kampf werden und rüstet die Jagdquallen. In zwei Umdrehungen werden die Menschen gegeneinander in den Krieg ziehen. Die Reiter aus der Steppe werden die Stadt Kalamita in der Nacht angreifen. Wenn die Schlacht in vollem Gange ist und die Soldaten gegeneinander kämpfen und sich die Bewohner ängstlich in ihren Verstecken verkriechen, werden wir unauffällig in das Kampfgeschehen eingreifen. Pagr'ol wird im Schutze der Nacht mit seiner Rotte an Land gehen und die Stadtwache in die Nähe des Hafens locken. Der Rest wird unterhalb der Wasseroberfläche auf sie lauern. Nachdem Pagr'ol die Wachen ins Wasser getrieben hat, laßt die Soord'finns auf sie los und schlachtet sie ab. Sobald die Wachen ausgeschaltet sind, gehen wir an Land und töten so viele wie möglich von den Lungenatmern. Geht heimlich vor, verhaltet euch unauffällig. Wenn es hell wird ziehen wir uns zurück, damit man uns nicht sieht. Niemand darf von unserer Existenz erfahren. Und nun laßt die Arbeit ruhen und bereitet euch vor. Ladet die Blitzstäbe und schärft eure Dreizacke. Das große Schlachten beginnt.“

Marb'ot riß seine rechte Faust in die Höhe und stimmte seine Kämpfer mit lautem Schnalzen und Schnarren auf das kommende Töten ein. Begeistert stimmten die Zuhörer in die Kampfschreie ihres Anführers mit ein. Das niemand geschont werden sollte brauchte er nicht extra zu erwähnen. Keiner der Zuhörer nahm Anstoß daran, dass sie in Kürze viele unschuldige Frauen, Kinder und Greise hinterrücks ermorden würden. Grausamkeit lag im Naturell eines jeden Mar'osanhängers.

Nacht vom 5. auf den 6.Oktober 312 v.Chr.

Vor einigen Tagen hatte Auraxes dem Verräter Galateion eine Nachricht am vereinbarten Platz hinterlassen und ihn zu einem Treffen an der Schwarzmeerküste beordert. Das Treffen hatte vor zwei Tagen stattgefunden. Dabei hatte er dieser Mißgeburt den Befehl gegeben, alles für den Verrat vorzubereiten. Hätte er zu diesem Zeitpunkt schon gewußt, was er einen Tag später von seinen Spähern erfahren hatte, er hätte Galateion ohne zu zögern den Kopf abgeschlagen und seinen Körper den Schakalen verfüttert. Denn nun wußte Auraxes welchen Verrat der Verräter wirklich beabsichtigte.

Sie waren geschickt und vorsichtig vorgegangen, das mußte Auraxes Amagen lassen. Nachts waren sie in einzelnen Gruppen durch seine Linien gesickert. Durch die Lappen die sie an die Hufe ihrer Pferde gebunden hatten, hatten sie kaum Spuren hinterlassen und waren nicht zu hören gewesen. Der Skythe wunderte sich nicht darüber. Diesen simplen Trick benutzten alle Steppenreiter. So hatten sie sich an seinen Wachen vorbeigeschleichen können. Als Exampel hatte er alle Wachen für ihre Nachlässigkeit verteilen lassen. Nicht unbedachter Zorn hatte ihn dazu bewogen, sondern reine Notwendigkeit. Seine Truppen mußten wissen, dass sie sich keinen Fehler erlauben durften. Solche Gefühle wie Zorn hob er sich für andere auf. Zum Beispiel für Amagen, diese Schlange. Fast hätte er es übersehen. Nur durch Zufall war einer seiner Leute auf die kaum zu sehenden Spuren gestoßen. Zuerst war Auraxes nicht klar gewesen, wer da heimlich an seinen Truppen vorbei nach Kalamita gezogen war. Doch als ihm seine Kundschafter berichtet hatten, dass sich unterhalb

der Stadt heimlich ein Heer von Reitern versammelte, deren Pferde mit orangen Streifen und Linien verziert waren, wußte Auraxes, das es sich nur um Amagens Sarmaten handeln konnte. Die Sarmaten waren die einzigen Steppennomaden, die ihre Reittiere so für den Krieg schmückten. Er konnte nur hoffen, dass die stolze Königin auch bei ihren Kriegern war. Dann brauchte er sie nach seinem Sieg nicht lange zu suchen, um sie zu verspotten und anschließend dem namenlosen Gott des Krieges zu opfern. Mit wachsender Vorfreude malte sich Auraxes die erstaunten Gesichter von Peripheistelos und Amagen aus, wenn sie bemerken mußten, dass er ihre Heimtücke durchschaut hatte. Um sie in ihrem Glauben zu lassen, würde er heute Nacht Reiter durch das offene Tor schicken. Doch es würden nicht seine wertvollen Krieger sein, die ins Verderben ritten. Er hatte genügend Sklaven, die er entbehren konnte, zumal er die Reihen seiner Diener in wenigen Stunden mit klangvollen Namen auffrischen konnte. Für ein paar Tage würde er sich von Peripheistelos persönlich den Wein mischen lassen, bis er seiner gedemütigten Gestalt überdrüssig werden würde. Danach würde er Amagen in den Opfertod folgen.

Auraxes schritt durch die Reihen seiner Krieger. Nirgendwo brannte ein Feuer, obwohl es um diese Zeit schon empfindlich kühl war auf der Krim. Seinen Skythen machte der leichte Frost, der den Boden nachts bereits bedeckte, nichts aus. Sie waren mit Boreas, dem ewig kalten Nordwind aufgewachsen. Dunkelheit lag über dem riesigen Heerlager der Steppenreiter. Kein Funke sollte verraten, wo sich die Skythen wirklich befanden. Nur einige Kilometer entfernt brannten versteckte Feuer, die man so angelegt hatte, dass ihr Flackern trotzdem hin und wieder zu sehen war. An ihnen lagerten die Sklaven die in Kürze ihr Leben für Auraxes' Sieg opfern durfte. Auch wenn sie davon noch nichts wußten. Sie waren ein Ablenkungsmanöver für Peripheistelos' Kundschafter und sollten ihnen die Hauptstreitmacht vortäuschen, während seine wahren Kämpfer unsichtbar im Dunkeln lauerten.

Auraxes begab sich zu dem einzigen Zelt, das inmitten des Lagers aufgebaut war. Tief in die Erde gegraben, damit man das heilige Feuer nicht sah, war darin die Schwitzhütte eingerichtet. In dieser saßen die Enareer, die Halbmänner. In ihre Frauengewänder gehüllt kauerten sie dort und bereiteten das zeremonielle Dampfbad vor.

Als Auraxes eintrat, bekam er kaum die nötige Luft zum atmen. Schnell entledigte er sich seiner Kleider und setzte sich im Schneidersitz gebückt auf den Boden, wo die Luft ein wenig erträglicher war. Frische Birkenzweige schwelten im Feuer vor sich hin und erzeugten einen Dunst der Auraxes die Sicht nahm. Im Vergleich zu der wohltuenden Kälte draußen war es hier drin unangenehm schwül und stickig. Der Körper von Anarchis, der bereits an der ihm vorgeschriebenen Stelle saß, war schweißbedeckt. Nachdem sich auch der König der Skythen gesetzt hatte, kontrollierte einer der Schamanen die Temperatur der Glut, indem er einen aufgeblasenen Hundebalg hinein legte. Offensichtlich platzte er zur richtigen Zeit, denn der Enareer nickte zufrieden. Daraufhin spannte ein anderer der Halbmänner eine gegerbte Steinbockhaut über das Feuer und legte für jeden Anwesenden eine Handvoll Hanfsamen auf die Haut. Unter lautem Knacken und Knistern rösteten die Samen und verströmten wenige Augenblicke später einen betörenden, würzigen Duft in der Schwitzhütte, der tief in Auraxes' Geist drang. Seine Gedanken wurden klar und sein Verstand messerscharf. Der Hanfrausch richtete all sein Denken auf den bevorstehenden Sieg, den die Enareer mit hohen, verstellten Frauenstimmen verkündeten. Zu Auraxes' kindlichem Erstaunen sprachen sie auch von Verlusten unter seinen Kriegern.

„Sicher“, dachte Auraxes entspannt, „Verluste gibt es in jedem Kampf.“ Er blickte hinüber zu seinem Kampfbruder, der in sich versunken vor sich hinlächelte. Eine Regung, die man auf dem Gesicht dieses furchteinflößenden Schlächters selten sah.

Nach beendetem Ritual wurden neue Birkenzweige ins Feuer gelegt, die die Luft vom Handdampf reinigten. Die Sicht wurde wieder dunstiger und das Atmen fiel erneut schwerer. Auraxes erhob sich in gelöster Stimmung und zog die Seiten des Zeltes zurück. Nackt wie sie waren traten er und Anarchis bestens gelaunt ins Freie und ließen sich den Schweiß von Boreas' erfrischend kaltem Nachtwind am Körper trocknen.

„Bei den heiligen Herdfeuern der Göttin Tabiti,“ lachte Auraxes dunkel in Richtung seines Kampfbruders, „noch heute wird Kalamita für immer aus der Geschichte getilgt werden.“ Die Milde seiner Stimme wollte nicht so recht zum Inhalt seiner Worte passen. Lange schaute er verträumt in den dunklen Himmel, bis er sich vom Anblick der funkelnden Sterne lösen konnte. Sein Gesicht hatte nun wieder den harten, kantigen Ausdruck angenommen, der ihn auszeichnete. „Und nun, Anarchis. Schick die Sklaven in den Tod.“, befahl er seinem Kampfbruder mit hässlichem Tonfall.

Achisch

Sein kahl geschorenes Haar zeichnete ihn für jeden gut sichtbar als Sklaven aus. Das Zeichen seines Herrn hatte man ihm auf dem Oberarm eingebrannt, wie einem Stück Vieh. Die Wunde schmerzte ihn schon lange nicht mehr. Wie die meisten seiner Empfindungen war auch dieser Schmerz nur noch ein hohler Nachklang seines alten Lebens. Doch heute blickte er seit endlosen Zeiten wieder zuversichtlich in die Zukunft. So etwas wie Hoffnung regte sich in ihm. Wenn es die Götter gut mit ihm meinten gehörten diese schlimmen Zeiten noch vor dem Sonnenaufgang der Vergangenheit an. Der König hatte ihm und allen anderen die Freiheit versprochen. Das Einzige was sie tun mußten war einmal durch die offen stehenden Tore der Festung zu reiten, die vor ihnen lag. Sie sollten dabei kämpferisch brüllen und sich dann wieder zurückziehen. Sonst nichts. Jeder Sklave sollte ein weiteres Pferd am Zügel mit sich führen, um die Masse der Reiter größer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit war. Eine Kriegslist, hatte man zu ihnen gesagt. Von Taktik und Kriegsführung verstand er nichts. Es war ihm auch völlig gleichgültig, was er tun sollte, solange es nur die kleinste Möglichkeit versprach endlich diesem unwürdigen Dasein zu entkommen, in dem er seit so vielen Jahren dahinvegetierte.

Er war einfacher Viehhirte gewesen, bevor das „Volk der Mitternacht“ über Palästina hereingebrochen war und es verheert hatte, so wie es der Prophet Jeremias vorhergesagt hatte. Ihn und seine Frau hatten sie in die Sklaverei geführt. Mit ihrer einjährigen Tochter hatten sich die Skythen nicht belastet. Ein Kleinkind war auf den Sklavenmärkten nicht zu verkaufen. Sie hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht seine Tochter umzubringen. Sie hatten sie einfach in der Krippe liegen lassen und nicht weiter auf sein Flehen und das Gezeter seiner Frau geachtet. Auch die Trauer und die Ohnmacht die ihn damals beinahe zerissen hatten, beschäftigte ihn nicht mehr. Vieles hatte seine Bedeutung verloren, seit dem auch noch seine Frau den Marsch von Palästina nach Skythien nicht überlebt hatte. Lange Jahre war das her. In dieser Zeit war sein kurzes Haar grau geworden und sein Rücken gebeugt. Seine Rippen stachen durch den ausgemergelten Körper, aber heute störte er sich nicht an dem ständigen Hunger. All die vergangenen Schrecken hatten jetzt ein Ende. Er würde bald frei sein.

Mit einem Lächeln auf den rissigen Lippen saß er nun auf einem Pferd, das er kaum reiten konnte und jagte mit all den anderen Sklaven Richtung Burg. Die Burg mit den vier in die Höhe ragenden Türmen, die ihm Erlösung sein würde. Das Tor im größten Turm sollte offenstehen und ihnen das Eindringen nach Kalamita ermöglichen. Die Aussicht auf Freiheit spornte ihn. Er holte alles aus seinem alten Körper heraus, was ihm an Energie geblieben war. Ganz vorne ritt er im Pulk. Mit keuchendem Atem und glänzenden Augen trieb er sein Pferd als einer der Ersten durch das Tor. Als die Reiter, um ihn herum aufschriean, fiel ihm wieder ein was sie zu tun hatten. Auch er schrie jetzt, so wie es der König befohlen hatte. Seine gesamte Zuversicht und Freude brüllte er mit seiner dünnen Greisenstimme in die klirrend kalte Nacht hinaus. Das der Reiter der neben ihm ritt, verstummte und aus dem Sattel fiel, bemerkte er kaum. Erst als sich ein Pfeil in seine Schulter bohrte und ein weiterer in seine Brust, wurde ihm klar, das ihn das Leben erneut betrogen hatte. „Freiheit finden solche wie ich nur im Tod“, dachte Achisch verbittert, als er in den Staub des Burghofes krachte.

Peripheistelos

Die eisgrauen Augen des Hegemon waren fest auf die anstürmenden Reiter gerichtet.

Er saß gut versteckt hinter den Zinnen des Wehrganges, der die festen Mauern bekrönte und spähte zwischen ihnen hindurch auf die heranreitenden Skythen.

Es wunderte ihn wie unvorsichtig sie sich der Festung näherten. Zwar verhielten sie sich so leise wie möglich, aber nur ein Blinder und gleichzeitig Tauber hätte die heraufziehende Gefahr nicht bemerken können. Andererseits waren die Skythen als furchtlos und draufgängerisch bekannt. Zudem fühlten sie sich offenbar sicher, da sie davon ausgehen mußten, dass der Verrat geglückt war. Er kam nicht dazu diesen Gedanken weiter zu verfolgen, denn die weiteren Ereignisse nahmen seine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Skythen waren keine 500 Schritte mehr vom Haupttor entfernt, das nun langsam aufschwang, da es von seinen Männern aufgedrückt wurde. Für die Steppenkrieger mußte es so aussehen, als ob Galateion ganze Arbeit geleistet hatte. Das sich öffnende Tor schien sie zu beflügeln, denn sie beschleunigten ihren Ritt zu halsbrecherischem Tempo, so dass sich einige Skythen kaum auf ihren Pferden halten konnten.

Peripheistelos kam nicht umhin sie für ihre wagemutigen Reitkünste zu bewundern.

Die genaue Anzahl der Gegner konnte er bei der Dunkelheit und dem aufgewirbelten Staub nicht erkennen, aber er erschrak fast, als er feststellen mußte, dass es sich um weit mehr Reiter handeln mußte, als er angenommen hatte.

Er wendete sich ab und blickte zu seinen Soldaten, die sich rings auf der Festungsmauer verteilt hatten. Er spürte ihre Angespanntheit und wies seine Offiziere mit knappen Handzeichen an, für Ruhe zu sorgen. Sie mußten sich unbedingt gedulden. Vom richtigen Zeitpunkt, an dem sie zuschlagen würden, hing alles ab. Erst wenn der Großteil der Reiter im Inneren der Festung war, sollten die Bogenschützen mit dem Beschuß beginnen. Nur so würden sich zurückweichende und nachrückende Angreifer gegenseitig behindern und zu der Verwirrung führen, die die Skythen zur kopflosen Flucht bringen würde.

Peripheistelos hatte seinen eisernen Helm abgenommen, um zu verhindern, dass sich ein verirrter Lichtstrahl auf dem Metall brechen und ihn verraten konnte. Dasselbe hatte er seine Männer angewiesen, die mit dem Rücken an die Zinnen gelehnt auf dem Wehrgang kauerten. Im Gegensatz zu ihm, hatten sie ihre Augen auf den Innenhof gerichtet und warteten darauf, dass er ihnen das Zeichen zum schießen geben würde. In ihren Händen konnte er die gespannten Bögen sehen und in ihren Gesichtern Entschlossenheit.

Das Tor war nun weit geöffnet. Die ersten Reiter erreichten bereits die Mauern der Feste Kalamita und drängten sich durch die Öffnung.

„Noch nicht“, flüsterte Peripheistelos, obwohl im bewußt war, dass ihn seine Männer bei dem anschwellenden Lärm, den die eindringenden Reiter verursachten, nicht würden hören können.

Doch seine Körpersprache hielt sie vom Schuß zurück. Langsam hob er den rechten Arm. In seiner Hand hielt er einen rotgefiederten Pfeil, wie ihn nur die Fürsten führen durften.

Angestrengt hielt Peripheistelos nach Auraxes Ausschau, aber bei den schlechten Lichtverhältnissen und der Menge an Reitern, die durch das Tor strömten, war es kein Wunder, dass er keine Einzelheiten ausmachen konnte. Es wäre ihm lieber gewesen, seinen Widersacher lebend in die Hände zu bekommen, aber falsche Rücksicht war in der augenblicklichen Situation nicht angebracht.

Der Burghof hatte sich indessen mit Reitern gefüllt, die plötzlich anfangen laut zu schreien. Kurz war Peripheistelos von ihrem ungewöhnlichen Verhalten irritiert. Doch es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken. Wenn er jetzt nicht handelte, war der günstige Moment vertan.

Bevor die Angreifer den Verrat wittern und ihre Pferde herumreissen konnten, ließ er seinen Arm ruckartig nach unten fallen. Das Kommando, das er seinen Männern gegeben hatte, war denkbar einfach. Schießt auf jeden, der auf dem Rücken eines Pferdes sitzt.

Ein Pfeilregen prasselte auf die Eindringlinge herab, die dies augenscheinlich nicht erwartet hatten. Schon sanken die Ersten getroffen in den Dreck des Burghofes, als auch Peripheistelos seinen

Bogen aufnahm und begann einen Pfeil nach dem anderen von der Sehne zu lassen.

Wie er es vorausgesehen hatte, verloren die Skythen bei dem Durcheinander von getroffenen Reitern und übereinander stürzenden Pferden schnell die Übersicht.

Pferde und Reiter verkeilten sich ineinander, als die Fliehenden mit den weiterhin von draußen herein flutenden Skythen kollidierten. Chaos breitete sich aus. Und Tod.

Peripheistelos' Bogenschützen hatten leichtes Spiel. Fast schon zu leichtes Spiel.

Während sich ein Teil seiner Männer auf den Zinnen gedreht hatte und den panisch zu Fuß oder zu Pferde flüchtenden Skythen ihre Pfeile hinterherjagte, schoß der andere Teil unaufhörlich auf die im Burghof Herumirrenden.

Peripheistelos senkte seinen Bogen. Der Pfeil den er aufgelegt hatte, blieb auf der Sehne liegen.

Irgendetwas stimmte nicht. Das waren keine eiskalten Kämpfer, die sich da im Innenhof vor Schmerzen wandten und um Gnade kreischten. In Peripheistelos keimte ein schrecklicher Verdacht.

„Aufhören. Sofort aufhören.“ übertönte seine herrische Stimme den Schlachtenlärm. Dabei rannte er bereits die steinerne Treppe in den Hof hinunter.

Zögernd gaben seine Offiziere den Befehl weiter, obwohl ihnen anzusehen war, dass sie kein Verständnis für diese Order aufbrachten. Sie alle hatten Freunde oder Verwandte in den anderen Städten des Bundes gehabt. Ihrer Meinung nach konnten nicht genügend Skythen tot im Staub liegen.

Als Peripheistelos mit einem großen Satz die letzten Stufen der Treppe überwandt und in den Innenhof sprang, bot sich ihm ein grauenhaftes Bild. Der Boden war übersät mit Leichen und verzweifelt stöhnenden Verwundeten. Viele davon würden den heraufziehenden Morgen nicht mehr erleben. Während der Hegemon die Körper inspizierte, dämmerte es ihm. Auraxes hatte ihn hereingelegt. Nicht Einer der im Hof liegenden trug eine Waffe oder war sonst irgendwie als Krieger gekleidet. Ihm gefror das Blut in den Adern.

„Sklaven. Auraxes hat seine Sklaven in den Tod geschickt.“ Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern. „Dieser verdammte Hund hat mit einem Hinterhalt gerechnet. Er weiß Bescheid.“, keuchte Peripheistelos gepresst. Er packte den Unteroffizier, der ihm am nächsten stand an den Schultern und schüttelte ihn.

„Holt Larkon zurück.“ schrie er voller Entsetzen.

Amagen

Die Leoparden, die auf ihren Armen tätowiert waren zuckten unruhig unter den Bewegungen ihrer kräftigen Armen. Fast sah es so aus, als ob die Raubkatzen ein Eigenleben entwickelt hätten.

Das schwache Flackern der wenigen Fackeln die in Kalamita brannten und das auf ihren Körper fiel, verstärkte diesen Eindruck noch.

Aufrecht saß sie auf ihrem nervösen Pferd und hielt es mit den straffgespannten Zügel fest in ihrer Gewalt. Es war ein Pferd um im gestreckten Galopp über das harte Steppengras zu fliegen und nicht um Stunde um Stunde zu warten. Sie konnte es an den verkniffenen Gesichtern ihrer Krieger sehen.

Auch sie mochten die Untätigkeit nicht. Sie brannten darauf endlich in den Kampf gegen Auraxes zu ziehen. Lange konnte es nicht mehr dauern. Bald würde die Nacht dem Morgen weichen. Das waren die besten Stunden für einen Angriff. Selbst die aufmerksamsten Wachen wurden zu dieser Zeit schläfrig. Sofern es keine Sarmaten waren. Hellwach saßen ihre Männer auf den kleinen, struppigen Pferden, bereit jederzeit loszuschlagen. Das erste was ein Sarmatenkrieger lernte war Entbehrung. Das zweite Disziplin.

Amagen schaute hinab auf die längst zur Ruhe gekommenen Stadt, die zu ihren Füßen lag.

Nur wenige Lichter erhellten die Gassen, in denen die Wächter in kleinen Gruppen auf und ab gingen. Die Bevölkerung hatte sich heute früher als üblich in ihre Hütten verkrochen und doch fand kaum jemand Schlaf. Spannung lag in der Luft, seitdem sie gestern nacht mit ihren Sarmaten angekommen war und sich auf der Fläche die auf halber Höhe zwischen Kalamita und der Burg lag ausgebreitet hatte.

Amagens Blick wanderte weiter. Die sanften Kehren der zur Hochebene ansteigenden Straße hinauf und dann höher zu den fugenlos versetzten Kalkquadern der Burg. Mit einem geringeren Selbstbewußtsein als dem ihren, konnte man sich durchaus klein fühlen im Schatten der gewaltigen Mauern, die die Stadt bewachten. An den der Stadt zugewandten Seite der Festungsmauern lagen ihre Wachposten gut versteckt im taufeuchten Gras. Obwohl sie genau wußte, wo sie sich befanden, konnte sie keinen Einzigen von ihnen entdecken. Sobald die Skythen in die Festung einfallen würden, würden sie das Zeichen zum Angriff geben. Amagen hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als sie ein Sirren in der Luft vernahm, das abrupt endete, als ein Pfeil wenige Meter vor ihr in die Straße einschlug. Das war das Signal, um sich bereit zu machen. Auraxes' Horden waren unterwegs. Keinem mußte gesagt werden, was er zu tun hatte. Alle hatten auf diesen Augenblick gewartet. Lautlos formierten sich die Krieger. Mit ihren schnellen Pferden dauerte es nur wenige Minuten, bis sie sich in die ungeschützte Flanke der fliehenden Skythen werfen konnten. Noch war es nicht soweit. Zuerst mußte Auraxes in die Falle gehen. Minute um Minute verrann. Durch die ringsum entstehenden Aktivitäten wurde ihr Pferd noch nervöser und begann auf der Stelle zu tänzeln. Beruhigend tätschelte Amagen dessen Hals, welcher mit den heiligen, orangenen Linien der Erdgöttin Api gezeichnet war, die sie im Kampfe beschützten. Von der Hochebene herab wehte ein kühler Wind und ließ den Kriegsschleier der Königin leicht vor ihrem Gesicht flattern. Sie nahm es kaum wahr. Der Schleier war so fein gewebt, dass er so gut wie durchsichtig war. Auch in der Dunkelheit behinderte er ihre Sicht nicht. Endlich schlug der zweite Pfeil vor ihr in den Boden ein. Ohne einen Laut, ohne ein weiteres Kommando, preschten die Sarmaten wie ein Mann los. Auf einen Beobachter mußten sie wie ein Gespensterheer wirken. Kein Kampfschrei erscholl. Kein Wiehern war zu hören. Je später sie bemerkt wurden, desto überraschender war ihre Attacke. Lediglich das Stampfen der Hufe ließ den Boden erzittern. Selbstverständlich ritt Königin Amagen der Streitmacht voraus. Ihr Platz war vorne an der Heerspitze, die als erste mit dem Feind zusammenprallen würde. So gehörte es sich für eine gute Führerin. Als Amagen die Hochebene erreicht hatte, trieb sie ihr Pferd mit dem Druck ihrer Schenkel zu einer schnelleren Gangart an. Das eiserne Kurzschwert hatte sie zum Schlag erhoben. Ihr Körper nahm die rythmischen Bewegungen des galoppierenden Tieres auf, welche ihr eine angenehme Gänsehaut verschafften. Es tat gut, wieder das Adrenalin zu spüren, das einen vor der Schlacht durchströmte. Vor ihr sah sie die ersten Skythen, die kopflos über die Fläche vor der Festung flohen. Die meisten saßen ungelent in den Sätteln, andere wiederum stolperten orientierungslos über die Ebene. Was für erbärmliche Feiglinge. Im Vorbereiten ließ sie ihr Schwert niedersausen und spaltete einem kreischend vor sich hin Rennenden den ungeschützten Schädel. Seit wann trugen die Skythen ihre bronzenen Helme nicht mehr in der Schlacht? Die Freude am Töten vernebelte ihr Gehirn. Wie ein Rudel Wölfe über die Lämmer kamen die Sarmaten über die Fliehenden. Mit ein bißchen weniger Siegesgewißheit, wäre Amagen aufgefallen, dass sich die Flüchtenden ohne Gegenwehr abschlachten ließen. Erst als der Krieger der neben ihr ritt, aus dem Sattel geworfen wurde, stutzte sie. Der Pfeil, der ihn getötet hatte, hatte ihn schräg von hinten in den Rücken getroffen. Waren das Pfeile der Griechen, die da plötzlich auf sie niederprasselten? Nein. Wie ausgemacht hatte Peripheistelos das Feuer einstellen lassen, als sie an der Burg vorbeigeritten waren. Wer also griff sie von dieser Seite her an? Schnell schaute sie sich um. Als sie erkannte, dass es Auraxes' Scharen waren, die da laut johlend in gestrecktem Galopp auf sie zuritten, kam ein wüster Fluch über ihre Lippen. Verdammt. So wie sie es eigentlich vorgehabt hatte, fiel Auraxes nun ihr in die ungedeckte Flanke. Das hatte sie sich allein ihrer eigenen Überheblichkeit zu zuschreiben. Doch auch wenn ihre Wangen vor Zorn glühten, ihr Kopf blieb kühl wie stets. In einer Schlacht mußte man immer mit unvorhergesehenen Wendungen rechnen. Durch so etwas ließ sich eine Kriegerkönigin nicht den

Schneid abkaufen. Hasserfüllt hallte ihre energische Stimme über das Dröhnen der Hufe und die Schreie der Verwundeten hinweg. Mit knappen Befehlen stellte sie ihre Unterführer auf die neue Situation ein.

Sie ließ von den weiter um ihr Leben rennenden Sklaven ab und schwenkte auf ihr neues Ziel um. Hinter ihr folgten die Krieger dem Beispiel ihrer Königin. Wie eine Schwarm Heringe wendeten die Reiter alle zugleich ihre Pferde und ritten in vollem Galopp ihrem neuen Gegner entgegen. Das was jetzt kommen würde war ganz nach ihrem Geschmack. Der Kampf auf Leben und Tod, Mann gegen Mann hatte begonnen.

Palaka

Scharführer Palaka ärgerte sich. Nur weil er der beste Bogenschütze der Skythen war, saß er hier und durfte nicht in die Schlacht. Er kam sich feige und nutzlos vor, auch wenn er seinen Teil zum Sieg seines Königs beitragen würde. Er und die ihm zugeteilten Männer, hatten sich vom Haupttheer getrennt. Seine Schar bestand aus 30 Männern. Allesamt hervorragende Schützen wie er selbst. Jeder von ihnen traf einen fliegenden Falken auf 100 Schritt.

Während sie jetzt am Abgrund saßen und auf den Hafen von Kalamita starrten, war Auraxes im Schutz der Dunkelheit nah an die unterhalb der Festung lauernden Sarmaten herangeschlichen und wartete darauf, dass sie über die fliehenden Sklaven herfallen würden.

Palaka lächelte freudlos, als er an seinen Pferdeknecht Sitalkes dachte. Wie heiter er gewesen war. Er hatte gelacht, als er sich wie die anderen Sklaven in den Sattel geschwungen hatte, denn Auraxes hatte ihnen die Freiheit versprochen. Dieser einfältige Thraker. Er würde ihn nicht wiedersehen. Sie alle waren dem eisernen Schwert geweiht.

Der Scharführer ließ seine schlechte Laune an einem Kiesel aus, den er vor sich herkickte.

Mißmutig schritt er die kleinen Feuer ab, die in den tiefen Löchern, die sie ausgehoben hatten, vor sich hin knisterten. Streng maßregelte er seine Männer, wenn ihm eine Kleinigkeiten nicht passte. Und in der heutigen Nacht passte ihm viel nicht, obwohl nicht ein Funke der versteckten Feuer zu sehen war. In Kürze holte Auraxes zum entscheidenden Schlag gegen die Griechen aus und er hockte rum und drehte Däumchen.

Aus purer Langeweile kontrollierte er bestimmt zum zehnten Mal die pechgetränkten Lappen, die um die zahlreich im Boden steckenden Pfeile gewickelt waren. Alles war vorbereitet, es gab nichts weiter zu tun. Das Warten ging ihm auf die Nerven. Er wußte, dass es seinen Männern nicht anders ging, aber ehe sie keine Nachricht vom Schlachtfeld bekommen hatten, waren sie zur Untätigkeit gezwungen. Bevor sich sein Ärger ungerechterweise gegen die eigenen Kameraden richten konnte, hörte er hämmernden Hufschlag der sich ihnen schnell näherte. Um ihn herum sprangen die Krieger seiner Schar auf. Mit keuchendem Atem stoppte der Meldereiter sein nassgerittenes Pferd vor Palaka. Als er sah wie sie da standen und seiner Nachricht entgegenfieberten, lachte er leise und nickte ihnen kurz zu. Dann riss er sein Pferd auch schon wieder herum und eilte zurück in die Schlacht.

Palaka atmete tief durch. Es war soweit.

Ruhige Konzentration bemächtigte sich der skythischen Bogenschützen.

Sie zogen ihre gespannten Bögen aus dem Goryt und hielten die pechgetränkten Pfeile in die dafür angelegten Feuer. Wenige Augenblicke später zogen dreißig kleine Flämmchen eine unscheinbare Bahn durch die Morgendämmerung. Die erste Salve verglühte wirkungslos am Kiesstrand, der vor dem Hafen von Kalamita lag.

Kein Grund zur Besorgnis. Palaka war nicht ohne Grund der beste Schütze in Auraxes' gesamter Streitmacht. Der Scharführer veränderte seinen Standpunkt ein wenig hin zur Kante des Plateaus von dem aus sie den Kriegshafen in Beschuß nahmen. Für einen ungeübten Schützen war die Distanz von hier zu der im Wasser dümpelten Kriegsflotte viel zu weit. Aber beim Bogenschießen kam es nicht nur auf Körperkraft und einen guten Bogen an, sondern auch auf den Schußwinkel und die Windrichtung. Bei Nacht wehte der Wind von der Landseite her, da die kalte Steppenluft zum

warmen Meer hin strömte und unterstützte den Flug ihrer Pfeile damit ein wenig. Nicht viel, aber im richtigen Winkel abgeschossen wurden die Pfeile ein bißchen weiter getragen als sonst und das brachte die entscheidenden Meter. Palaka überschlug den benötigten Winkel im Kopf und hob seinen Bogen beim nächsten Schuß leicht an. Seine Männer hatten abgewartet und ihn beobachtet. Als er ihnen den neuen Winkel vorgegeben hatte, taten sie es ihm nach. Diese Salve fand ihr Ziel. Dreißig Brandpfeile schlugen in die gereiften Segel und auf Deck der Kriegsgaleeren ein. Es hatte lang nicht geregnet und das Holz der Schiffe war trocken wie Reisig.

Im Nu brannten fünf der zwölf Schiffe. Die Flammen züngelten von einem Schiff zum nächsten und sie benötigten gerade mal sieben weitere Salven, bis die gesamte Flotte in Brand stand.

Für das auf der Hochfläche herrschende Kriegsgeschehen war das Sinken der Schiffe nicht von überragender Bedeutung.

Um ein Übergreifen der Flammen auf die Stadt zu verhindern, wurden jedoch die Stadtwachen und alle anderen Bewohner benötigt, die den in der Festung Kämpfenden nicht zur Hilfe eilen konnten. Zum anderen mußte es für Peripheistelos ein Schock sein, seine Kriegsflotte im eigenen Hafen verbrennen zu sehen.

Zufrieden schaute Palaka auf das unheilvolle Werk, dass ihre Bogenschießkünste vollbracht hatte. Gerade als er sich von dem Schauspiel der brennenden Schiffe abwenden wollte, entdeckten seine scharfen Augen huschende Schatten im Widerschein der Feuer. Zuerst dachte er an aufgeschreckte Kinder, denn von der Größe her, konnten es keine Erwachsenen sein. Allerdings schlichen Kinder nicht von Wache zu Wache und schlitzten ihnen von hinten die Kehlen auf.

Zwischen dem hellen Lodern der Brände konnte er die kleinwüchsigen Gestalten nur als Schattenriss erkennen, daher entgingen ihm die gehetzten Gesichter der Hydriten.

Pagr'ol

Pagr'ol hatte seine schmutzigbraune Kutte übergeworfen und die Kapuze über seinen schuppigen Schädel gezogen, die ihn an Land vor neugierigen Blicken schützte. Nicht einmal seine rot glänzenden Augen waren darunter auszumachen. Auf den ersten Blick mochte man ihn für ein Kind halten. Bei näherem Hinschauen, würde man sich jedoch wundern, warum ein Kind mitten in der Nacht mit einem scharfgeschliffenen Dreizack von Schatten zu Schatten huschte.

Er und neun weitere Mitglieder seiner Rotte hatten sich im Schutze der Dunkelheit an Land begeben und schlichen nun in Zweiergruppen durch die dunklen Gassen von Kalmita. Auch die anderen Hydriten waren in ihre Kutteln gekleidet und hielten die Waffen gezückt. Wenn sie auf einen der Wächter trafen, machten sie diesen ohne Vorwarnung nieder. Es dauerte nicht lang, bis die anderen patrouillierenden Wachen auf die Leichen ihrer Kameraden gestoßen waren.

Mit lauten Rufen verständigten sie sich untereinander in dem Gassengewirr der Stadt.

Pagr'ol hatte erreicht, weswegen sie an Land gekommen waren. Die Soldaten waren auf sie aufmerksam geworden. Die einzelnen Patrouillen trafen sich nun auf dem nahe dem Hafen gelegenen Handelsplatz. Aufgeregt diskutierten sie und blickten dabei immer wieder sichernd in die umliegenden Gassen, die in tiefem Dunkel lagen. Dort gab es irgendwo einen unsichtbaren Feind, der in kurzer Zeit einem halben Dutzend ihrer Kameraden die Kehle durchgeschnitten hatte.

Unwirklich flackerten die Flammen der mitgeführten Fackeln in ihren Händen und warfen ein trügerisch heimeliges Licht auf ihre angespannten Gesichter. Sie konnten sich nicht erklären, wer für die Morde verantwortlich war. Mittlerweile hatte ein Großteil der Wächter den Platz erreicht. Der diensthabende Hauptmann erhöhte die Stärke der Patrouillen auf sechs Mann und schickte drei davon als Aufklärungstrupp zurück in das Gassengewirr. Der Rest blieb auf dem Platz und beratschlagte das weitere Vorgehen. Dies war der geeignete Moment für Pagr'ol sich den Soldaten Peripheistelos' zu zeigen.

Betont langsam trat er in den hellen Kreis, den die Fackeln aus der Nacht stanzen. Ruhig blieb er stehen, bis ein Unteroffizier auf ihn aufmerksam geworden war. Der stieß einen Kameraden neben sich an und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf die keine vier Meter entfernt stehende kleine

Gestalt. Als sich ihm alle Köpfe zugewandt hatten, streifte Pagr'ol mit einer übertrieben theatralischen Handbewegung die Kapuze von seinem blanken Schädel. Sein Flossenkamm, vom Druck der Kapuze befreit, schnellte in die Höhe und über die blauen Schuppen seines groben Gesichtes fiel der Schein der Fackeln. Wie erstarrt glotzten ihn die Lungenatmer an. Keiner machte Anstalten auf ihn zu zugehen. Erst als er seine wulstigen Lippen zurückzog und seine spitz zugefeilten Zähne zum Vorschein kamen, kam Bewegung in die Soldaten. Mit erhobenem Schwert näherte sich ihm vorsichtig ein Sergeant und sprach ihn in der scheußlich klingenden Sprache der Oberflächenkriecher an. Pagr'ol achtete nicht auf seine Worte, sondern schleuderte seinen Dreizack auf den verblüfften Soldaten. Mit einem schmatzenden Geräusch fuhr dem Überraschten der scharfe Stahl in den ungeschützten Hals. Seine Augen weiteten sich, als er schon sterbend zu Boden sank. Pagr'ol lachte laut auf, als er sich auf dem Absatz herum warf und in den Schatten verschwand. Langsam genug, damit die geschockten Wächter sehen konnten in welche Straße er lief. Es dauerte einen kleinen Moment, bis sie ihre Starre überwunden hatten, doch dann jagten sie vor Wut brüllend und mit erhobenen Waffen hinter ihm her. Dorthin wohin er sie haben wollte. Richtung Hafen.

Eng in die Schatten der wuchtigen Kaimauer gedrängt lauerten die restlichen Mar'osjünger mit ihren Kampffischen knapp unterhalb der Oberfläche des brackigen Hafenwassers.

Sie hörten die kurzen, kraftvollen Schritte von Pagr'ol, dicht gefolgt vom Trampeln schwerer Soldatenstiefel. Wenig später platschte es laut auf und Pagr'ol tauchte vor ihnen in die undurchdringliche Brühe des Hafens.

Während Pagr'ol den Lockvogel gespielt hatte, hatten die übrigen an Land gegangenen Mitglieder der Rotte die Wächter an sich vorbei rennen lassen und waren ihnen dann unbemerkt gefolgt. Als die Oberflächenkriecher nun unschlüssig an der Kaimauer standen und nicht wußten, wie sie auf die ungewöhnliche Flucht reagieren sollten, tauchten die Hydriten unvermittelt hinter ihnen auf und begannen mit ihren Blitzstäben auf sie zu schießen. Sie hatten eine Halbkreis um die Wächter gezogen und schnitten ihnen somit den Weg zurück in die Stadt ab. Den Strahlen der Blitzstäbe hatten sie nichts entgegen zu setzen, so blieb ihnen nur der Sprung in die dunklen Fluten, in der Hoffnung sich dort in Sicherheit bringen zu können.

Pagr'ol bedeutete seiner Rotte die Soord'finns noch zurück zu halten, die wie wild an ihren Zügeln zerrten. Erst als der Großteil der Wachen im Wasser gelandet war, schlug er auf den Zentralverschluß des Zügels und ließ damit seinen Kampffisch frei. Dies war das Zeichen für die anderen, ihre Kampffische ebenfalls von der Leine zu lassen und kurz darauf begann das trübe Wasser zu brodeln und kräftige Flossen peitschten die Wellen. Das grosse Fressen begann. Keiner der Soldaten hatte auch nur den Hauch einer Chance gegen die ausgehungerten Fische, die in ihrem Blutrausch alles zerrissen was ihnen vor die spitzen Zähne kam. Wie alle Mar'oshydriten wußte auch Pagr'ol, dass man einem in Freßgier geratenen Soord'finn besser nicht zu Nahe kam. Selbst der eigene Herr war dann nicht mehr vor ihm sicher. Zusammen mit den Anderen zog er sich auf den Grund des Hafenbeckens zurück und wartete in Ruhe ab, bis auch der letzte Lungenatmer zerfleischt worden war. Allmählich beruhigten sich ihre Kampffische wieder. Und als sich ihre Raserei entgültig gelegt hatte, schwamm Pagr'ol neben seinen Soord'finn und zwang ihm das Geschirr über den viereckigen Schädel. Satt und träge ließ es sich der riesige Fisch gefallen, dass er von seinem Herrn an einen Pfeiler der Kaimauer angeleint wurde.

Die Soldaten die sich an Land gegen die Hydriten zur Wehr gesetzt hatten, waren indessen den Energieladungen der Blitzstäbe zum Opfer gefallen. Der Großteil der Stadtwache war somit vernichtet. Aber die drei Aufklärungseinheiten waren noch in der Stadt unterwegs und standen ihrem Vorhaben im Wege. Zuerst mußten diese ausgeschaltet werden, bevor sie sich über die schlafende Bevölkerung hermachen konnten.

Die restlichen Patrouillen zu finden war kein Problem. Pagr'ol und seine Rotte folgten einfach dem konzentrierten Gestank von Angstschweiß, Leder und dem süßlich riechenden Fleisch der Oberflächenbewohner. Hatten sie während der Attacke auf die Soldaten im menschenleeren Hafen,

nicht auf den Kampflärm achten müssen, wollten sie mitten in der Stadt so leise wie möglich vorgehen, um die Wachen auszuschalten. Was Pagr'ol im Verlauf der Aktion sicherlich nicht gebrauchen konnte, war ein aufgebrachter Mob, der sich mit allem was als Waffe dienen konnte, auf die gefürchteten Fischmenschen ihrer Legenden stürzte. Bei einem geballten Angriff seitens der Bevölkerung, würden die Mar'osjünger zu viele eigene Verluste zu beklagen haben. War die Stadt erst erwacht, mußten sie sich schnellstmöglich zurückziehen.

Pagr'ol wollte die Wächter der einzelnen Aufklärungstrupps von einander trennen. Um dies zu erreichen, zeigten sich seine Rottenmitglieder gleichzeitig in verschiedenen Gassen den Soldaten. Und tatsächlich waren diese Menschen so dumm sich zu trennen. Gerade als sich einer der Wächter auf wenige Schritte dem hinter einer Hausecke lauern den Pagr'ol genähert hatte, flackerten die ersten Brände am Hafen auf. Anfänglich schwach, begannen sie nach und nach immer deutlicher ihr Licht in die Straßen der Stadt zu werfen. Verwundert blinzelte Pagr'ol in die ständig heller werdende Gasse. Verdammt. Was ging hier vor sich? Sicher war nur, dass damit das Überraschungsmoment vorbei war. Kaltblütig zog er dem vor ihm in die Gasse tretenden Wächter seinen Dolch durch die Kehle, bevor er fluchend den Rückzug antrat. Laut klackend befahl Pagr'ol den Hydriten sich zurück zu ziehen. Bald würde es vor Oberflächenkriechern nur so wimmeln. Er trieb seine Rotte zur Eile an. Sie mußten schleunigst aus dem Schein der stetig höher auflodernden Flammen verschwinden. Pagr'ol nahm seinen Blitzstab vom Gürtel, um sich rücksichtslos den Weg zum Wasser zu bahnen, sollte sich ihm ein Stadtbewohner in den Weg stellen. Er konnte das Wasser des Hafens bereits sehen, als ein bohrender Schmerz in seinen Rücken fuhr. Überrascht blickte er auf die Pfeilspitze, die vorne aus seiner Brust trat, taumelte noch ein, zwei Schritte und schlug dann tot neben den Rand des rettenden Hafenbeckens. Der Blitzstab entglitt seiner kraftlosen Flossenhand und blieb bionetisch schimmernd neben dem höchsten Rottenführer liegen.

Larkon

Larkons Blicke waren auf die Streitmacht Amagens gerichtet. Verächtlich musterte er die ungeduldigen Sarmaten, die es kaum erwarten konnten auf den Feind zu treffen. Er spuckte aus, nahm seinen Blick von den schemenhaften Gestalten, die auf der anderen Seite unterhalb der Burg in Sichtweite lauerten, und ließ ihn über die eigenen Soldaten schweifen. Angespannt saßen sie auf ihren Pferden. Sie alle hatten irgendjemand für den es sich lohnte am Leben zu bleiben. Und der Heermeister hatte nicht vor sie einem übertriebenem Risiko auszusetzen, wenn es nicht sein mußte. Er wollte so wenig wie möglich seiner Soldaten verlieren, sie wurden auch nach der Schlacht noch gebraucht. Larkon war taktisch ausgebildet und diszipliniert. Kühl kalkulierender Heermeister einer Armee, kein Anführer von Strauchdieben. Wenn er in den Kampf zog, war das eine Kosten und-Nutzen Rechnung, nicht sein persönliches Vergnügen. Er erledigte einen Auftrag zum Wohle seines Herrn und dieser war eindeutig formuliert. Die Bedrohung durch die Stämme der Steppe -aller Stämme- hatte hier und heute ein Ende zu nehmen.

Larkon ließ seine Gedanken verwehen und richtete seine Konzentration auf das Geschehen vor der Burg. Die Skythen waren mittlerweile heran und begannen durch das geöffnete Tor in die Burg einzudringen. Kurz darauf erklangen auch schon die ersten Schreie. Erst ähnelten sie Kampfgeschrei, dann wandelten sie sich in Schreie des Schmerzes. Mit einer Handbewegung hieß er seinen Männern sich fertig zu machen.

Auf der anderen Seite der Burg sah er, wie sich die Sarmaten in gespenstischer Lautlosigkeit in Bewegung setzten und die Straße zur Hochfläche hinauf ritten.

Er würde ihnen den Vorzug im Kampf lassen. Sollten sie sich ruhig als Erste in die Schlacht werfen und unter großen Verlusten die Reihen der Gegner lichten. Er sah in Amagen eine ebenso große Bedrohung für den kaum noch existierenden Städtebund wie in Auraxes. Je weniger auf beiden Seiten übrigblieben, desto besser.

Als sich die Schreie der Sterbenden mit Kampflärm und dem Stampfen von ungezählten Hufen

mischte, gab Larkon den Befehl zum Angriff. Mit gezogenem Kurzsword und in weit auseinander gezogenener Linie ritten die Soldaten des Hegemon in die alles entscheidende Schlacht.

Auraxes würde damit beschäftigt sein, die Sarmaten abzuwehren und nicht damit rechnen, dass er auch noch von der anderen Seite her angegriffen wurde.

Larkon würde wie ein Falke über die Taube kommen und Auraxes den vernichtenden Schlag in der rechten Flanke zu fügen.

Wie er sich täuschte.

Auraxes

Auraxes und Anarchis hatten großen Spaß. Wie Halbwüchsige beim ersten Pferderennen jagten sie durch die Morgendämmerung und grölten ihre Freude hinaus. Hätte man nur die Beiden gesehen, man hätte glauben können, es handele sich lediglich um einen Wettkampf, bei dem es um nicht mehr ging, als um einen neuen Sattel. Aber hierbei handelte es sich um blutigen Ernst. Und gerade deswegen hatten der König der Skythen und sein Kampfbruder auch so viel Spaß.

Erst wenn es nur den Sieg -den entgültigen Sieg- oder die Niederlage -die entgültige Niederlage - gab, war der Ansporn groß genug, alles aus sich heraus zu holen. Und das taten sie. Der Beginn der Schlacht hatte sie dermassen hochgeputscht, dass sie alles um sich herum vergaßen. Sie hatten nur den Sieg vor Augen. Ihre Körper waren wie Maschinen. Sie waren stärker als sonst. Sie sahen alles schärfer und klarer. Sie kannten keinen Schmerz. Und sie waren unbesiegbar.

Pfeil um Pfeil schoßen sie auf die verduzten Sarmaten, die endlos lange brauchten, um zu realisieren, dass sie auf den falschen Gegner eindroschen. Einer nach dem Anderen wurde von ihren langen Pfeilen aus dem Sattel gefegt. Bevor dieses überhebliche Weib, das sich selbst Königin nannte, überhaupt bemerkte, dass sie von der Seite her angegriffen wurde, waren bereits ungezählte ihrer schwächlichen Krieger gefallen.

Gerade als die Skythen ihre Bögen in den Goryt steckten und die Schwerter und Streitpickel zogen, um zum Nahkampf überzugehen, entdeckte Auraxes, einen weiteren Trupp Reiter, der aus dem Schatten der Burg herangeritten kam. An der steifen Art wie sie auf den Pferden saßen, konnte er erkennen, dass es Griechen waren, die sich da in langer Reihe umständlich zur Schlacht formierten. Offensichtlich konnten sie durch den aufgewirbelten Staub und das schwache Licht des aufziehenden Morgens nicht erkennen wer Feind und wer Verbündeter war.

Mit heiseren Rufen machte er Anarchis darauf aufmerksam. Dieser nickte nur kurz und ließ sein wildes Lachen ertönen. Er rief den Scharführern in seiner Nähe Befehle zu, während er einem Sarmaten im Vorbeireiten den Schädel einschlug.

Als Auraxes mit dem Großteil seiner Streitmacht unter die Sarmaten fuhr und eine Schneise des Todes in sie riß, war Anarchis schon auf dem Weg zu Larkons immer noch desorientierten Soldaten. In einer Keilformation durchstieß er die ungeordnete Schlachtreihe der Griechen.

Der Zusammenprall war verheerend. Für Larkon.

Peripheistelos

Vor Grauen erstarrt stand Peripheistelos auf dem Wehrgang seiner Burg. So hilflos hatte er sich noch nie in seinem ganzen Leben gefühlt. Es war zu spät gewesen, um Larkon zurück zu holen.

Nun wußte er nicht, wohin er seinen Blick zuerst wenden sollte. Wo er auch hinschaute.

Verderben. Überall Verderben.

Unten in Kalamita versank seine stolze Kriegsflotte langsam in den ruhigen Wassern des Hafenbeckens. Im Widerschein der brennenden Schiffe sah er Galateions Marsjünger, die den Wächtern seiner Stadtwache die Kehlen aufschlitzten. Und auf dem Schlachtfeld vor den Toren der Festung wurden Amagens Sarmaten in Stücke gehauen und Larkons Reiterei niedergemacht.

Sein gesamtes Lebenswerk. Vernichtet in wenigen Stunden. Dunkelheit und lähmende Verzweiflung machten sich in ihm breit. Was sollte er tun? Was konnte er überhaupt tun? Neben ihm stand einer seiner Offiziere und wartete voller Ungeduld auf seine Befehle.

In Peripheistelos' Gehirn manifestierte sich ein Gedanke von erschreckender Klarheit. Galateion. Er hatte ihm alles eingebrockt. Peripheistelos wußte nicht welches Spiel Galateion spielte und was seine Motivation war, aber eines wußte er genau. Er hatte nicht Auraxes verraten, sondern ihn. Allein um diese kleine Ratte zur Rechenschaft zu ziehen, war es nötig die Schlacht für sich zu entscheiden. Galateion mußte bezahlen, für das was er mit seinem Verrat angerichtet hatte. Und das würde er.

Ein Ruck durchlief die hochaufragende Gestalt des Hegemon. Er mußte eine Entscheidung treffen wenn er den Krieg noch gewinnen wollte. Seine Bogenschützen konnte er nicht einsetzen, wollte er Larkon nicht gefährden. Es gab nur einen Weg, das Verhängnis auf zu halten. Entschlossenheit kennzeichneten wieder seine Gesichtszüge, als er sich zu dem Offizier umdrehte und seinen Befehl gab. Er bestand aus einem einzelnen Wort.

„Phalanx“!

Amagen

Amagens Schwertarm war steil nach vorne gereckt. Ihr Kriegsschleier flatterte im Gegenwind, den ihr scharfer Ritt erzeugte. Immer wieder zuckten die Leoparden auf ihren kräftigen Oberarmen unter ihren mörderischen Hieben. Das Orange der heiligen Zeichen auf dem Körper ihres Pferdes war von dem Blut getöteter Skythen kaum noch zu erkennen.

Die Königin wußte, dass sie dem ungestümen Angriff von Auraxes' Skythen nicht lange würde standhalten können. Zu plötzlich waren sie von der Seite her aufgetaucht. Etliche ihrer Krieger waren gestorben, ehe sie sich auf den Gegner hatte einstellen können. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Larkon ebenfalls in Bedrängnis geriet. Von ihm war keine Hilfe zu erwarten.

Trotz der drohenden Niederlage war an einen Rückzug nicht zu denken. Flucht entsprach nicht dem Wesen des Steppenkriegers. Zumindest nicht dem ihrer Sarmaten. Die Skythen hingegen waren für ihre Mutlosigkeit bekannt. Sollte ihr Führer fallen, würden sie laut klagend und ohne Ehre das Weite suchen.

Dies war der Grund warum sie kaltblütig durch die Reihen der Skythen pflügte, geschickt ihren plumpen Stößen und Hieben auswich und ihrerseits das Schwert auf die Helme der Gegner niedersausen ließ. Sie suchte den Kampf mit Auraxes.

Dieser hatte sie bereits entdeckt und brüllte ihren Namen.

Auraxes

„Amagen“, schrie Auraxes voll wilder Vorfreude.

Schade. Gleich war die Schlacht zu Ende. Mit dem Tod ihrer Königin würde die Gegenwehr der Sarmaten in sich zusammenbrechen und die feigen Bastarde würden ihr Heil in der Flucht suchen. Wie töricht diese selbsternannte Königin war, das sie in ihren eigenen Tod ritt.

Funkensprühend schlugen ihre Schwerter aufeinander. Durch die Wucht seines Hiebes wurde die Königin aus dem Sattel geschleudert und prallte hart auf den staubigen Boden der Steppe.

Ein vorbeireitendes Pferd ohne Reiter rammte sie nieder, als sie sich auf zu rappeln versuchte.

Geschmeidig sprang Auraxes vom Rücken seines struppigen Reittieres und rannte brüllend auf Amagen zu. Auch wenn sie nur eine reudige Hündin war, die sich für eine Herrin hielt, würde er sie im ehrlichen Zweikampf besiegen. Niemand sollte ihm im Nachhinein vorwerfen können, dass sein Sieg nichts galt, weil er sie unehrenhaft aus dem Sattel heraus niedergestreckt hatte.

Mühsam hatte sich seine Gegnerin aufgerichtet. Schnell und ohne weiteres Geplänkel begann er den Kampf. Gerade noch im richtigen Augenblick riß sie ihr Schwert mit beiden Händen hoch, um seinen tödlichen Schlag abzuwehren. Sie ging leicht in die Knie, um die Kraft seines Angriffs etwas abzumildern. Geschickt, aber natürlich nicht ausreichend. Am Druck ihrer Klinge spürte er was kommen würde. Allzu vorhersehbar. Sie machte eine Körperdrehung und ließ ihren Stahl schräg von der Seite auf ihn niederfahren. Er hatte keine Mühe diesen lächerlichen Versuch zu parieren. Im Gegenzug stach er als Finte in Richtung ihrer Körpermitte, um das Schwert sogleich an ihrer

Abwehr vorbei nach oben zu ziehen. Nur dadurch, dass sie ihren Körper gedankenschnell nach hinten bog, entging sie einer senkrecht aufgeschnittenen Kehle. Erbarmungslos trieb er sie vor sich her. Seine Schläge prasselten auf sie nieder und mit Genugtuung stellte Auraxes fest, dass ihr Atem schwer und keuchend wurde. Es war abzusehen, wann sie die Kraft verlassen würde.

Weiter drang er auf sie ein. Je schwächer ihre Abwehr wurde, desto ungestümer und kraftvoller wurden seine Hiebe. Er legte keinen Wert mehr auf Technik oder seine Deckung. Amagen war am Ende. Von Gegenwehr keine Spur mehr. Ein letztes Mal hob er den Arm, dann war es vorbei. Auraxes blinzelte.

Einen Kopf größer als er ragte Amagen vor ihm auf. Ihr Atem ging ruhig wie zu Beginn des Kampfes. Als sie ihr Schwert mit einem seltsam fauchenden Geräusch aus seinem Bauch zog, konnte er sehen wie seine Gedärme stoßweise aus ihm herausquollen. Wie schnell das ging. Amagen hatte ihn mit ihrer scheinbaren Schwäche aus der Deckung gelockt, um im entscheidenden Moment zu zustoßen.

Auraxes sackte in die Knie, seine Hände fielen kraftlos an ihm herunter. Nutzlos baumelten sie an seinen Seiten. Unendlich müde hob er den Kopf, um Amagen ein letztes Mal in die eisigen Augen zu schauen. Seine Miene war von der Ungläubigkeit über das eigene Scheitern gezeichnet.

Er hatte alles gewollt und würde nichts bekommen. Kein Reich. Kein Ruhm. Und auch kein mächtiger Kurgan, der sich über seinem einbalsamierten Leichnam erhob. Nur Finsternis, die sein Sichtfeld immer weiter einengte.

Verschwommen nahm Auraxes, König der Skythen, wahr, dass Amagen erneut ihr Schwert hob.

Anarchis

Anarchis hatte die Griechen ebenfalls gesehen. Er hatte nicht hören können was ihm sein Kampfbruder über den Schlachtenlärm zugeschrien hatte, aber er verstand auch ohne Worte was es zu tun gab. Er nickte ihm zu und scherte aus den Angriffsreihen der Skythen aus. Hinter ihm folgten die Scharführer mit ihren Männern. In Keilformation rasten sie durch die sich gerade erst ordnenden Reihen der Soldaten hindurch und streckten Alle nieder die in die Reichweite ihrer Waffen kamen. Kaum waren sie durch die völlig entsetzten Soldaten durchgebrochen, wendete Anarchis auch schon wieder sein Pferd um ein weiteres Mal anzugreifen.

Während die Griechen noch hektisch versuchten ihre Pferde zu drehen, um nicht mit dem Rücken zu den erneut anreitenden Skythen zu stehen, erreichte Anarchis bereits den ersten Reiter und hieb ihm seinen Streitpickel in die Brust.

Was für schlechte Reiter. Und was für erbärmliche Kämpfer. Fast verlor Anarchis die Lust am Gemetzel. Viel zu einfach ließen sich diese Hunde abschlachten.

Die Angriffswelle war beim zweiten Zusammenprall zum Stehen gekommen und seine Krieger hatten die Griechen in die Zweikämpfe gezwungen. Unüberschaubar wurde das Schlachtengetümmel. Überall wieherten Pferde, schrieten Verwundete, hieben Männer mit ihren Waffen aufeinander ein. Staub wallte hoch, Schwerter blitzten und über allem lag der Duft des Todes.

So gefiel es Anarchis schon besser. Der Geruch von frischem Blut legte sich über Anarchis' Gedanken und schaltete sein Gehirn ab. Sein Talent lag im Töten, nicht im Denken.

Grausam und ohne Gnade wütete er unter den Feinden. Sein Spaß am Blutvergießen war grenzenlos. Fürchterlich war er anzuschauen. Seine wulstige Narbe an der Stirn glühte wie ein von innen heraus glosendes, alles verzehrendes Feuer. Sein grobes Gesicht war in einer Mischung aus orgiastischer Freude und Raserei zu einer unansehnlichen Maske verzerrt. In der Rechten hielt er seinen Streitpickel, in der Linken das Kurzsword. Beidhändig schlug er auf seine Gegner ein und dirigierte sein Pferd nur mit dem Druck seiner Schenkel in die gewünschte Richtung. Anarchis veranstaltete ein Massaker. Durch den rauschhaften Zustand hindurch in dem er sich befand, bekam Anarchis am Rande mit, dass sich ihm ein Grieche näherte. Schnell und zielgerichtet tötete er einen Skythen nach dem anderen und arbeitete sich so immer weiter zu ihm vor. Seine vor unbändigem

Hass sprühenden Augen waren allein auf ihn gerichtet. Auf seinem glänzenden Harnisch war mit ungeübter Handschrift ein Name gemalt.

Gleich war er heran. In diesem Moment hieb ihm ein Grieche seinen Streitpickel aus der rechten Hand und in der Ferne sah er Amagen durch die Menge reiten, mit dem abgeschlagenen Haupt seines Kampfbruders in der weit vorgestreckten Hand.

Hyridias

Endlich hatte Hyridias das Scheußal entdeckt. An der Spitze der Keilformation ritt er ihm laut lachend entgegen. Nur auf ihn alleine kam er zugeritten. Alles andere war ausgeblendet. Er sah nicht mehr die Angst in den Gesichtern seiner Kameraden und er sah auch nicht mehr Larkon, der an seiner Seite ritt. Nur die alles überragende Gestalt des Mörders seiner Frau füllte sein Blickfeld aus. Hyridias achtete nicht weiter auf den Verlauf der Schlacht. Für ihn gab es nur eine Schlacht zu schlagen und die rückte in greifbare Nähe. Während sich sein Heermeister bemühte Ordnung in die Schlachtreihen zu bringen, kämpfte er sich immer näher an den schrecklich wütenden Hünen heran. Einer gefühllosen Maschine gleich, tötete Hyridias jeden Skythe den er vor sich hatte mit einem gezielten Stoß. Er blutet bereits aus einigen kleineren Wunden, aber er spürt nichts außer dem Hass, der in seinem Inneren loderte und alle Fesseln der Menschlichkeit von ihm nahm.

Der letzte Skythe der den Weg zur Erfüllung seiner Rache versperrt hatte, sank vor ihm zu Boden. Und dann stand er direkt vor ihm. Ohne zu zögern holte Hyridias aus. Dass er einen unfairen Hieb von der Seite führte, war ihm egal. Wichtig war nur, dass es jetzt zu Ende sein würde.

Die Verzweiflung, die sich in seinem Herz eingenistet hatte und die seine Seele verdorren hatte lassen, würde enden. Ebenso wie die Träume, die ihn bis in seine trüben Tage hinein verfolgt hatten. Hyridias sah, wie der fürchterliche Schlächter unter dem Ansturm eines Griechen seinen Streitpickel verlor und er sah, wie er aus der Drehung heraus einen beiläufigen Schwertstreich mit seiner Linken führte.

Seltsamerweise verspürte Hyridias keinen Schmerz, als sein abgetrennter Schwertarm vor ihm zu Boden fiel. Alles was er wahrnahm war Stille. Doch es war keine friedliche Stille, die sich in ihm breit machte, als er verblutete. Es war eine unausgefüllte, eine zornige Stille, die er mit hinunter in den Hades nahm.

Larkon

Erschöpft inspizierte Larkon das Schlachtfeld. Was er sah, erfüllte ihn mit Grauen. Als er sein Pferd vor dem Leichnam des tapferen Hauptmannes Hyridias zum Stehen brachte, registrierte er, dass er weinte. Wie lange er das schon tat, wußte er nicht zu sagen. Larkon löste seinen Blick von dem irgendwie enttäuscht aussehenden Gesichtsausdruck des Toten und zog sein Pferd am Zügel herum. Er hatte genug. Er wollte nicht noch mehr sehen müssen. Doch es war noch nicht zu Ende. Mit gesenktem Haupt lenkte er sein Pferd Richtung Kalamita. Dort sollten vereinzelt marodierende Skythen gesichtet worden sein. Als Heermeister war es seine Pflicht auch da nach dem Rechten zu sehen. Obwohl er völlig ausgelaugt war, befahl er einem Unteroffizier eine Handvoll Männer zusammen zu trommeln, die den Kampf einigermaßen unbeschadet überstanden hatten. Einige Augenblicke später versammelte sich ein kläglicher Haufen abgekämpfter Soldaten, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten, vor ihm. Er nickte ihnen aufmunternd zu, was ihn seine ganze Überwindung kostete. Am liebsten hätte er sie aus ihrem Dienst entlassen, damit sie ihren wohlverdienten Schlaf finden konnten. Aber die Sicherheit der Bevölkerung ging vor. Sollten noch versprengte Skythen unterwegs sein, mußten diese gefunden und zur Strecke gebracht werden. Mit seinen Männern ritt Larkon an den Mauern der Festung vorbei. Vorbei an Peripheistelos, der mit hängenden Schultern im Torbogen stand und ihnen resigniert hinterher starrte. Keiner von Beiden sagte ein Wort.

Als Larkon unten in der Stadt ankam, ließ er sich von einem Sergeant der Stadtwache Bericht erstatten. Er hörte kaum hin, was ihm der Offizier sagte. Wichtig war nur, dass die paar Skythen,

die nach der verlorenen Schlacht in die Stadt eingedrungen waren, um zu plündern, vertrieben worden waren. Die Geschichte von Blitzstrahlen schleudernden Fischmenschen hielt er für die Fantasien überreizter Bewohner und nahm sie nicht weiter ernst. Als er sicher sein konnte, dass die Gefahr entgültig vorüber war, nickte er dem Sergeanten zu und schickte seine Männer heim zu ihren Familien. Sie hatten sich Schlaf und Geborgenheit redlich verdient.

Er selbst ritt ziellos durch die wie tot da liegende Stadt, da er wußte, dass er zu aufgewühlt war um Ruhe zu finden. Niemand ließ sich auf den sonst so belebten Straßen blicken und es wunderte den Heermeister nicht. Es würde lange dauern bis sich Kalamita von dem Schock erholt haben würde. In seine trüben Gedanken versunken langte er am Hafen an und stierte auf die verkohlten Mastspitzen der untergegangenen Flotte, die aus dem Hafenbecken ragten. Das Wasser glitzerte friedlich im Morgenlicht des neuen Tages.

Als er vom Pferd gestiegen war und sich gerade an die Kaimauer gestellt hatte, bemerkte er eine Bewegung seitlich von sich. Müde drehte er den Kopf und erschrak bis ins Mark. Aus einer Gasse trat eine kleine Gestalt in einer meergrünen Robe. Ihre Kapuze war zurückgeschlagen und zum ersten Mal sah er Galateions Gesicht. Und dann ein grelles Licht.

Peripheistelos

Peripheistelos stand unter dem Bogen seines mächtigen Tores und schaute Larkon schweigend hinterher, wie er nach Kalamita hinunter ritt. Von Osten her tauchte die aufgehende Sonne den Burghof in ein mildes, rötliches Licht. Das Summen der Insekten erfüllte die Luft, so als ob nichts geschehen wäre. Es würde noch einmal ein schöner Spätherbsttag werden auf der Krim.

Peripheistelos konnte sich nicht daran erfreuen. Er hatte gewonnen und doch alles verloren.

Zwar war die entscheidende Schlacht in diesem sinnlosen Krieg siegreich geschlagen worden. Die Skythen waren in alle Winde zerstreut, ihre Häuptlinge tot.

Aber zu welchem Preis?

Pantikapeion, Phanagoreia und Theodosia zerstört, der Städtebund somit zerschlagen.

Die Fürsten und der Großteil seiner Soldaten gestorben.

Seine Kriegsflotte im eigenen Hafen versenkt.

Zudem war sich Peripheistelos sicher, dass es nicht lange dauern würde, bis Amagen ihre Belohnung fordern würde. Und sie würde nicht als Bittstellerin kommen. Sie wußte, dass Peripheistelos' Macht über die Krim gebrochen war.

Was hatte er einem neuen Sturm aus der Steppe noch entgegen zu setzen? Nichts.

Als sie den fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Körper seines Heermeisters vor ihm niederlegten, ließ er sich in den Staub des Burghofes sinken und vergoß bittere Tränen um sein Reich.

Epilog

Palaka

Er hatte den großen König Auraxes sterben sehen, gefällt von der Hand Amagens.

Vor ihr kniend hatte er seinen Kopf verloren.

Er hatte gesehen, wie aus den Toren der Burg die Phalanx gekommen war und langsam aber unaufhaltsam jeden niedergewalzt hatte, der sich ihr entgegen gestellt hatte.

Er hatte gesehen wie der Heermeister der Griechen seine Truppen hatte ordnen können und wie seine Brüder in die Zange genommen worden waren. Selbst Anarchis hatten sie letztendlich bezwungen. Wie ein Wahnsinniger hatte er auf die Griechen eingehauen, aber mit den langen Speeren aus der Phalanx hatten sie ihn dann aufgespießt wie einen tollwütigen Eber.

Dem scheinbar sicheren Sieg war die Niederlage gefolgt. Griechische Disziplin hatte gesiegt. Sie hatten verloren. Entgültig.

Mit den übrig gebliebenen Mitgliedern seiner Schar war er in die Stadt hinunter geritten, um zu plündern. Wenn sie schon besiegt worden waren, so wollte er doch wenigstens nicht ohne Beute

heim kommen. Aber was war schon daheim? Ein Zuhause würde es für ihn und seinesgleichen hier auf der Krim nicht mehr geben. Mit dem Tode Auraxes' war der letzte große König der Skythen gestorben. Und mit ihm der Traum von einem skythischen Reich, das von der Krim bis zu den Ufern des Borysthenes reichte. An Stelle der Skythen würden sich nun die verhassten Sarmaten auf der Krim breit machen.

Als sie durch die Stadt gehetzt waren, hatten sie nicht viel Zeit gehabt, um sich zu bereichern. Bevor sie geflohen waren, war Palaka an einem komischen Wesen mit schuppiger Haut und Flossenkamm auf dem Schädel vorbeigekommen. Es war mit einer braunen Kutte bekleidet gewesen und gerademal so groß wie ein Kind gewesen. Tot hatte das Ding am Hafenbecken gelegen. Neben ihm lag ein armlanger Gegenstand der in unirdischem Licht glänzte und wertvoll aussah. Eilig hatte er ihn eingesteckt und sich dann schleunigst aus dem Staub gemacht. Nur knapp war er den Soldaten der Stadtwache am Schluß entkommen.

Jetzt ritt Palaka auf seinem Pferd neben den wenigen anderen Überlebenden der Schlacht Richtung Norden. Ab und zu stieß ein weiterer Versprengter zu ihrer kleinen Horde.

Ihnen blieb nichts weiter übrig, als sich weit in die Steppe hinein zurück zu ziehen und zu versuchen am Leben zu bleiben.

Er zog den merkwürdig glänzenden Stab aus seiner Tasche und betrachtet ihn neugierig.

Palaka, dessen Kampfname Yvoolka lautete, konnte nicht ahnen, dass er damit Jahrhunderte gar Jahrtausende später zur Gründung eines neuen mächtigen Reiches beitragen sollte.

Yvoolka

Nachdem Yvoolka Lazarus und seinen Sohn beseitigt hatte, hatte er die Herden geeint. Keiner der Alphas hatte seinen Führungsanspruch in Frage gestellt, seitdem sie gesehen hatten, dass selbst der Gott des Blitzes sein Diener war. Mittlerweile herrschte Yvoolka uneingeschränkt über ein riesiges Steppenreich. Aber er hatte keineswegs vor sich damit zufrieden zu geben. Mit der mächtigen Feuerwaffe seiner Vorfahren würde es ihm gelingen, seine Macht noch weiter auszudehnen. Er sammelte die Herden und ritt Richtung Westen. Von Lazarus hatte er erfahren, dass dort ein großes Reich lag, das es lohnte erobert zu werden. Euree hatte es Lazarus genannt.

